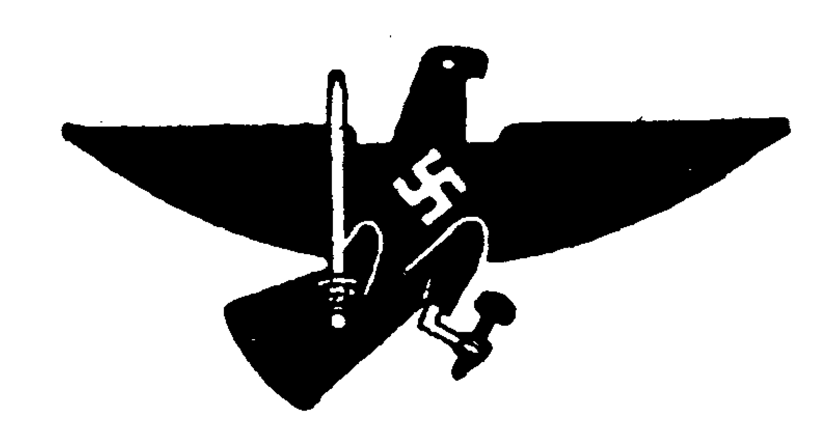
DIE KAMERADSCHAFT
Sonderausgabe für die Sommerlager
Berlin, Mai 1937

Lagerschulung 1937

Salaw



LAGERSCHULUNG 1937

DIE KAMERADSCHAFT

Blätter für Heimabendgestaltung in der Hitlerjugend • Berlin • Sonderheft

Ein Wille muß uns beherrschen, eine Einheit müssen wir bilden, eine Disziplin muß uns zusammenschmieden, ein Gehorsam, eine Unterordnung muß uns alle erfüllen, denn über uns steht die Nation. Wenn wir diese Erkenntnis in uns aufnehmen und zu einem heiligen Befehl werden lassen, dann wird das, was wir hier in dieser Gemeinschaft sehen, sich ausweiten und unser ganzes Volk zusammenschließen zu einem einzigen Willen und damit auch einer Kraft.

Adolf Hitler

Inhaltsverzeichnis:

Meine Kameraden!

Die weltanschauliche Erziehung unserer Mannschaften darf während des ganzen Jahres nicht aussetzen. Das gilt besonders für die Zeit, da wir einen großen Teil unserer Formationen in die Sommerzeltlager und auf Großfahrt schicken und sie damit den Heimabenden in ihren Standorten entziehen. Aus diesem Grunde liefert Euch die Reichsjugendführung genau wie im Vorjahre ein besonderes Lager- und Fahrtenmaterial.

Dieses Material gibt Euch für jeden Tag die Unterlagen für die Gestaltung einer kurzen Schulungsstunde. In einem Zeltlager ist es schwierig, die Jungen zu einer geistigen Sammlung zu bringen. Dehnt diese Schulungsstunde deshalb nicht länger als 30 Minuten aus und legt sie auf den frühen Vormittag, wenn alle noch geistig und körperlich frisch sind! Die Stoffe wurden so gewählt, daß ihr starker Erlebnisgehalt die Aufmerksamkeit gewährleistet.

Den Großfahrtenführern bleibt es überlassen, bei passenden Gelegenheiten (Regentage,

Ruhetage, gemeinsame Heimabende mit den örtlichen Einheiten) eine Auswahl aus dem Inhalt dieses Heftes zu treffen.

Der auf den nachfolgenden Seiten erörterte „Erzählerwettstreit“ wurde bereits in vielen vorjährigen Sommerzeltlagern mit gutem Erfolg durchgeführt. Er ist in diesem Jahr in jedem Lager anzusetzen.

Der Chef des Amtes
für weltanschauliche Schulung

Fritz Brennecke

Gebietsführer.

Erzählerwettstreit

Hitler-Jugend und Jungvolk erhalten eine reichseinheitliche weltanschauliche Schulung. Das macht eine Belieferung unserer Scharführer und Jungzugführer mit schriftlichen Schulungsunterlagen (Heimabendmappen) notwendig. Diese Tatsache verführt viele Unterführer immer wieder dazu, die Schulungsstoffe einfach abzulesen. Damit werden aber die Möglichkeiten, die in einem Heimabend liegen, keineswegs ausgeschöpft.

Der Heimabendleiter kann nur dann überzeugend wirken, wenn er in seiner eigenen Sprache „so wie ihm der Schnabel gewachsen ist" Gedanken vermittelt, von deren Richtigkeit und Wahrheit er selbst überzeugt ist; und dazu ist erforderlich, daß er sie sich vorher selbst erarbeitet hat.

Der Heimabend ist die immerwährende Redner-Schulungsstätte der HJ. Hier sollen der Schar- und Jungzugführer lernen, ihr Rednertalent zu entwickeln, indem sie sich daran gewöhnen, unbefangen, zunächst im engeren Kreise ihrer kleinen Einheit, ihren Gedanken durch Worte Ausdruck zu verleihen.

Der Heimabend ist eine Führererziehungsstätte großen Ausmaßes. Hier sollen unsere hunderttausende Unterführer in Dorf und Stadt in steter Wiederholung gezwungen werden, das Gebäude unserer Weltanschauung klar zu durchdenken, dadurch, daß sie die in unserem Schulungsmaterial niedergelegten Gedanken in eigener Wortgestaltung an ihre Einheiten weitergeben.

Alle diese Aufgaben, die der Heimabend stellt, setzen jedoch die Fähigkeit des Redens, des Erzählens voraus. Und diesen Gedanken soll der „Erzählerwettstreit" propagieren.

Ausführungsbestimmungen zum Erzählerwettstreit

Dieser Erzählerwettstreit soll folgendermaßen durchgeführt werden:

1. Es wird vorgetragen abends am Lagerfeuer vor der gesamten Lagermannschaft von einigen im Lager anwesenden Schar- oder Jungzugführern. Jede Lagergefolgschaft stellt zweckmäßig einige Erzähler heraus. Soweit Gefolgschafts- und Fähnleinführer zum Erzählerwettstreit mit herangezogen werden, sollen diese nach günstigem Ergebnis in den Wochenendschulungen als Redner eingesetzt werden.

2. Die Wahl des Stoffes der Erzählung soll im allgemeinen dem Erzähler selbst überlassen bleiben. Es können sowohl heitere, als auch ernste Erzählungen vorgetragen werden.

3. Die Bewertung der Erzähler wird vorgenommen durch den Lagerleiter und den zuständigen WS-Stellenleiter. Die Erzähler sollen im wesentlichen gewertet werden nach der Klarheit der vorgetragenen Gedanken und nach dem Grad des Erlebens, das ihre Erzählung im Zuhörerkreis hinterlassen hat.

4. Die einzelnen Erzählungen sind zweckmäßig durch Lieder miteinander zu verbinden.

5. Zum Abschluß des Abends spricht der Lagerleiter kurz über die Bedeutung des gesprochenen Wortes in der Schulungsarbeit der Hitler-Jugend und darüber hinaus im politischen Leben.

Quellenangabe:

Die Tageslosung: „Glaube an Deutschland" und die Erzählung „Im Weltkrieg an der Westfront" sind dem Buch „Männer" von Ehrhard Wittek, Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart, entnommen.

Die Tageslosung: „Schlageter", aus „Albert Leo Schlageter", herausgegeben von Ferdinand Hirt in Breslau.

Die Tageslosungen: „Die NSDAP" und „Horst Wessel", aus „Befehl Deutschland", von Pantel, erschienen im Eher-Verlag, München.

Die Tageslosung: „Kampf um die Scholle", aus „Ewiges Bauerntum", Verlag Teubner, Leipzig-Berlin.

Die Tageslosung: „Helden des Alltags", aus „Im Pulsschlag der Maschinen", von Heinrich Lersch, Verlag Junge Generation, Berlin.

Die Tageslosung: „Gegen den Weltfeind", aus „Schicksal SA", von Stelzner, Eher-Verlag, München.

Die Erzählung „. . . und im Süden" ist aus „Die Front über den Gipfeln" von Springenschmid, Voggenreiter-Verlag.

Sei auch ein Träger dieser deutschen Tat,
die größer ist als alles, was da war!
Sei dieser Sache, die so wunderbar,
wie wir, Soldat.

Auch deine Hand ist Heiligem geweiht!
Töte in dir den Toren und den Tand
und sage dann zu Volk und Vaterland:
Ich bin bereit!

Baldur von Schirach

Tageslosung: Glaube an Deutschland



Zwei Millionen deutscher Volksgenossen sind auf den Schlachtfeldern des großen Krieges für euch gefallen, zwei Millionen Tote fordern von euch, daß ihr das nicht untergehen laßt, was sie in der bittersten Stunde ihres Lebens ersehnten und erfühlten. Darum laßt uns die Träger der Tradition der Front sein.

Baldur von Schirach

Als in den Augusttagen 1914 der Weltkrieg ausbrach, schloß sich über alle verschiedenen Auffassungen, über Stände, Berufe und Konfessionen hinweg das deutsche Volk zu einer Kampf- und Schicksalsgemeinschaft zusammen. Arbeiter und Universitätsprofessor, Bauer und Student zogen mit gleicher Entschlossenheit, Volk und Vaterland zu verteidigen, in den Krieg. In den Schützengräben, Stellungen und bei Sturmangriffen galten nicht mehr die Vorrechte, mit denen die Menschen irgendeines Standes vordem ausgezeichnet waren. Hier im Angesicht des ständig gegenwärtigen Todes galt nur noch eins: der Mensch, der Mann. Hier war der einzelne der großen, feldgrauen Frontgemeinschaft untergeordnet. Wer sich durch Einsatz, Leistung und Opfer in dieser Gemeinschaft bewährte, war Angehöriger einer Kameradschaft von Männern, deren einzige und zugleich auch größte Aufgabe darin bestand, Deutschland zu verteidigen. Unterordnung unter das Gesetz der Gemeinschaft, Disziplin, Treue und Kameradschaft, das waren die Eigenschaften des Frontsoldaten, die ihn stark machten für den ungeheuerlichsten Kampf und Krieg, den bisher die Welt gesehen. Diese Männer, die vier Jahre lang Kälte und Hitze, Hunger und Durst ertrugen und deren Leben in jeder Stunde bedroht war, waren erfüllt von einem Glauben. Dieser Glaube hieß Deutschland. Ohne diesen Glauben hätten sie wohl kaum diesen gewaltigen Kampf bestanden.

Im Januar 1915 erhielt ein brandenburgisches Regiment an einem regnerischen Tage den Befehl, mittags 12 Uhr die gegenüberliegende französische Stellung zu stürmen. Für die Mehrzahl der Soldaten war der angeordnete Sturm der erste ihres Lebens, denn das Regiment, das in den Kämpfen der vorhergehenden Monate schwere Verluste erlitten

hatte, hatte einige ruhige Wochen hinter sich, und gerade in dieser Zeit war es durch inzwischen ausgebildete Kriegsfreiwillige aufgefüllt worden.

Die Kompagnien standen schon lange vor der festgesetzten Zeit in den Ausgangsgräben bereit. Die jungen Soldaten, in dem ehrgeizigen Bestreben, sich endlich ihren soviel erfahreneren Kameraden gegenüber als gleichwertig zu erweisen, erlebten Stunden der Spannung, die nur wenige mit völligem Gleichmut zu überstehen vermochten. Die „Alten" unterhielten sich mit knappen Erzählungen aus früheren Gefechten, und der sachliche Gleichmut, mit denen sie von den schwersten und seltsamsten Verwundungen sprachen, erregte bei den „Neuen" Schauder und Bewunderung zugleich. Sie kannten den Frontbrauch jener ersten Kriegsmonate noch nicht genügend, um zu erkennen, daß sie hier auf eine erste Probe gestellt wurden. Doch bestanden sie diese Probe, auch ohne, daß sie die Absicht in den Gesprächen der Kameraden erfühlten. In vielen Augen stand die Angst vor dem, was kommen sollte und mit dem Verrinnen der Minuten und Stunden unabänderlich herannahte, denn die Gelassenheit vor dem Kampf ist eine Frucht, die allzu schwer errungen werden muß, als daß sie jenen jungen Menschen schon hätte zu eigen sein können. Aber mochte auch die Angst aus den unruhigen Augen und Händen sprechen, in allen Gesichtern stand dennoch zu lesen, daß jeder entschlossen war, tapfer zu sein und alle Kräfte der Seele einzusetzen, um vor sich selbst zu bestehen. Diese Kriegsfreiwilligen hatten so gut wie die „alten Soldaten" die eine Erkenntnis trotz ihrer jungen Jahre schon gewonnen — mochten sie auch nicht imstande sein, sie in Worte zu fassen —, daß der Mensch nur soweit verdient, den Namen Mensch zu tragen, als er imstande ist, Herr seiner Triebe zu sein. Nicht, daß wir die Angst der Kreatur und ihren blinden Willen zu leben in uns fühlen, erniedrigt uns; aber geschlagen wären wir, hätten wir nicht die Kraft, das Zittern in uns zu überwinden.

Die Gespräche im Graben waren längst verstummt, auch die „Alten" begannen das Gewicht der Stunde zu empfinden, regungslos saßen und standen oder lehnten die Männer an ihren Plätzen. Plötzlich lief eine Welle von rechts heran, erfaßte zur selben Zeit die stumpf Dahinbrütenden, die Gleichmütigen und die Aufmerksamen und war schon weiter geflossen; selbst die Schlafenden erwachten und erhoben sich, und überall sah man im immer noch rieselnden Regen den matten Stahl der Bajonette aufblinken. Wenige Minuten später schlug mit glühendem Schrei eine zweite, eine heißere Welle in den Graben hinein, schlug sofort wieder feindwärts hinaus und riß die Soldaten aus ihrer Deckung auf das ebene Feld hinauf, auf dem sofort der Tod in wilden Sprüngen zu tanzen begann. Aus dem Schutz der Erde brach die gestaute Kraft des ganzen Regiments hervor, ergoß sich in rasender Flut gegen die Gräben des Feindes, entlud sich in Schreien der Wut, der Erregung, im fanatischen Schwung eines dämonischen Willens — der braune Boden war überflammt von einem grauen, brüllenden, jagenden Sturm, einem donnernden Orkan von Männern und Waffen, der in

den ersten feindlichen Graben hineinschlug und sofort darüber hinausschwoll, der weiterfuhr in brausendem Toben und den zweiten Graben mit tausend glühenden, stählernen Spitzen erreichte, überrannte, der niederschlug, was sich verzweifelt, verbissen wehrte und nun zum dritten Sprung gegen die letzte Stellung des Feindes ansetzte.

Das Gebrüll der Geschütze, das Rasseln der Maschinengewehre, hatten die Stürmenden und die zahllos Gefallenen kaum vernommen und noch wanden sich selbst die Verwundeten in der knirschenden Wut, in der ersten Erschütterung des Angriffs, aber der Feind sah den Erfolg seiner Waffen, beugte sich über sie und jagte hinaus, was die Läufe nur erfassen konnten.

Der Sturm der Brandenburger aber schwoll weiter, sie liefen — immer noch dichte Wellen — über das freie Feld, sie setzten in Laufgräben dem Gegner nach, fuhren in die Unterstände und um die Brustwehren — und da erblickte, im schwersten Abschnitt des Kampfes, ein junger Kriegsfreiwilliger, der oben auf der Deckung neben einem solchen Laufgraben vorlief — er ist später gefallen, doch hat er in einem Feldpostbriefe aufbewahrt, was wir nun berichten — den Mann, von dem wir zu erzählen haben.

In jenen Monaten war die Handgranate noch nicht zur alleinigen Waffe des Nahkampfes geworden wie in den späteren Jahren des Krieges; nur Pioniere wußten mit den noch unhandlichen, gefährlichen Wurfgeschossen umzugehen, und sie waren wegen dieser Waffe in besonderem Maße gefürchtet.

Ein Trupp von einigen Infanteristen wurde nun von einem mit Handgranaten bewaffneten Pionier in einem Verbindungsgraben vorgeführt, der von der zweiten zur dritten Stellung des Feindes lief. Der Mann warf von Zeit zu Zeit seine Geschosse gegen eine Gruppe von Franzosen, die kämpfend zurückwich und schließlich keine zehn Schritt vor ihm in einem Quergraben nach rechts flüchtete.

Der Pionier zog sofort eine neue Handgranate ab, um die Fliehenden noch zu erreichen, und hob den Arm zum Wurf, als in dem Quergraben vor ihm eine Anzahl deutscher Soldaten sichtbar wurde, die offenbar weiter links schon in die feindliche Stellung eingebrochen waren und nun nach rechts aufrollten. Aber auch dort war die Welle der Stürmenden mit einem plötzlichen Aufbäumen nach vorn geschlagen, rechts und links von ihm liefen oben auf dem freien Felde überall die Kameraden nach vorn — und dicht hinter ihm drängten ungeduldig andere, die nicht später kommen wollten, als die übrigen, die nicht sahen, was in dem Graben vor ihnen vorging und den unvermuteten Halt nicht verstanden.

Denn der Pionier stand da mit erhobenem Arm, als einziger unter den vielen, urplötzlich herausgerissen aus seinem verbissenen, berserkerhaften Taumel und in die eisige Kälte eines unabwendbaren Schicksals gestellt, das sich in den nächsten Sekunden an ihm erfüllen mußte.

Die Handgranate war abgezogen, und wohin er sie auch werfen mochte,

es war der Tod für einige Kameraden. Er stand und sah mit erstarrtem, bleichem Gesicht in die Runde von rechts nach links, und Bruchteile von Sekunden verlangten einen Entschluß. Hinter ihm schreit ein Offizier, warum es denn nicht weitergehe, und sie drängen und stoßen die vor ihnen Stehenden nach vorn, nur die beiden ersten, die direkt hinter dem Pionier stehen, erkennen auf einmal die Gefahr, sie schreien auf, sie stemmen sich verzweiflungsvoll mit Händen und Füßen in den Boden, in die Wände des Grabens, gegen die von hinten her Anrückenden.

Das alles währt nur wenige, kurze Augenblicke, an einer winzigen Stelle der vorwärtsstürmenden Front bildet sich ein Widerstand, ein Wirbel, gleich wird er von der Sturzflut überrannt sein. --


Der Pionier in seiner tödlichen Einsamkeit, während um ihn her Rausch und Taumel die anderen alle in den gemeinsamen Bann schlägt, reißt die Handgranate herunter, legt sie, wie eine Mutter ihr Kind an die Brust drückt, mit inbrünstiger Bewegung vor den Oberkörper, preßt beide Hände darüber, empfiehlt seine Seele Gott dem Herrn und wirft sich auf die Erde, wühlt sich in den Graben hinein und deckt die Handgranate zu mit seinem Leibe.

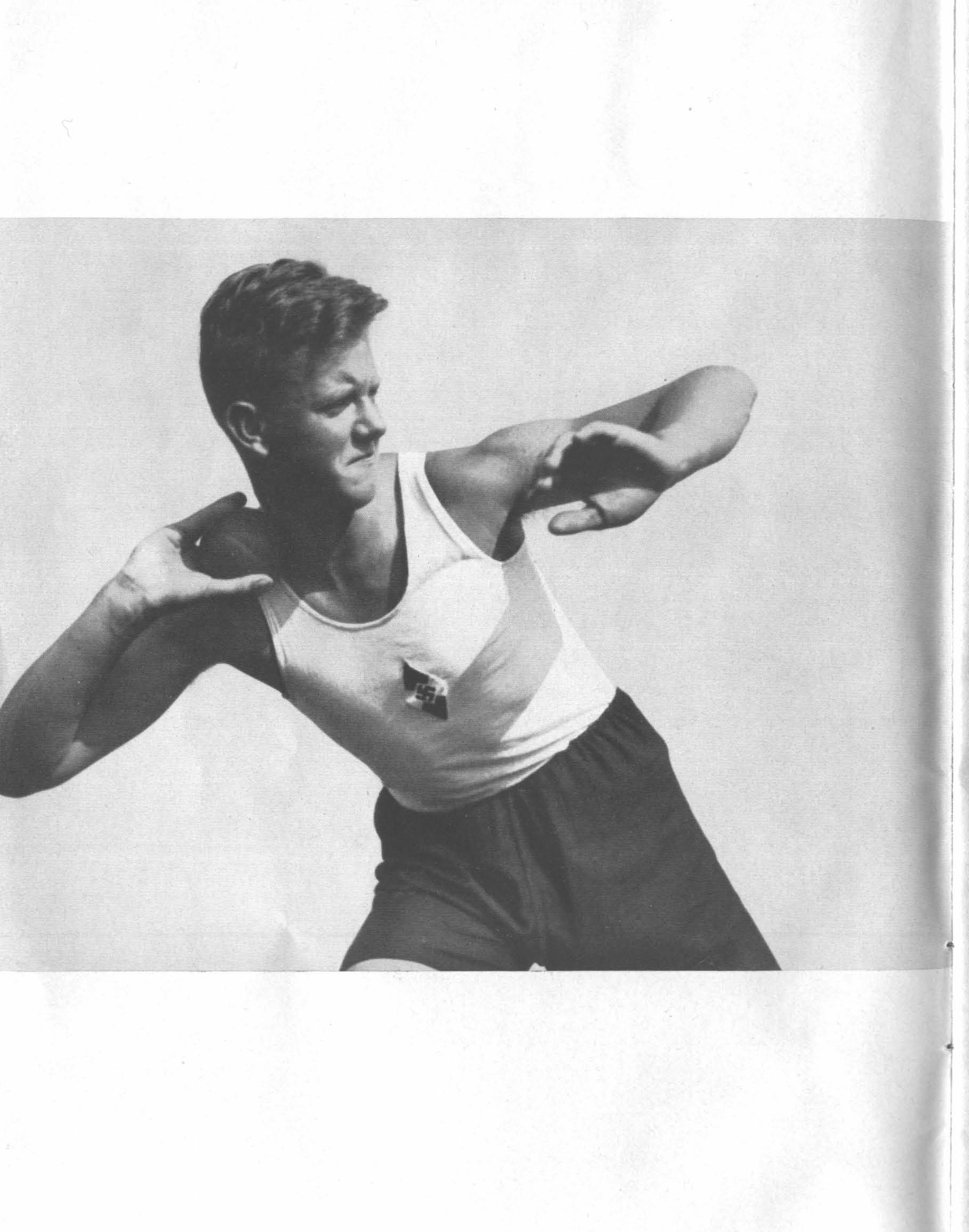
Unter dem Druck der Explosion hob sich der Körper noch einmal leicht empor und sank dann, umhüllt von einer tiefschwarzen Wolke, wieder zurück auf die Grabensohle.

Die Gefahr war vorbei, die Stockung überwunden. Die hinter dem Pionier gestanden hatten, gaben dem Drängen der anderen nach, sprangen über den Verblutenden hinweg, schrien zurück, die nächsten gaben den Warnungsruf noch weiter, sahen sich noch vor, nicht auf den zu treten, der da im Graben lag; aber dann stolperte einer, fiel auf den Toten, andere traten auf ihn, drückten ihn in den Lehm, und die Brandung schlug weiter.

Der Franzose verteidigte sich mit Kolben, Bajonetten, Messern, mit allem, was er hatte. Aber er wurde geworfen.

Den Namen des Pioniers meldet kein Bericht.





Bekenntnis

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,
auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort
Deutschland!

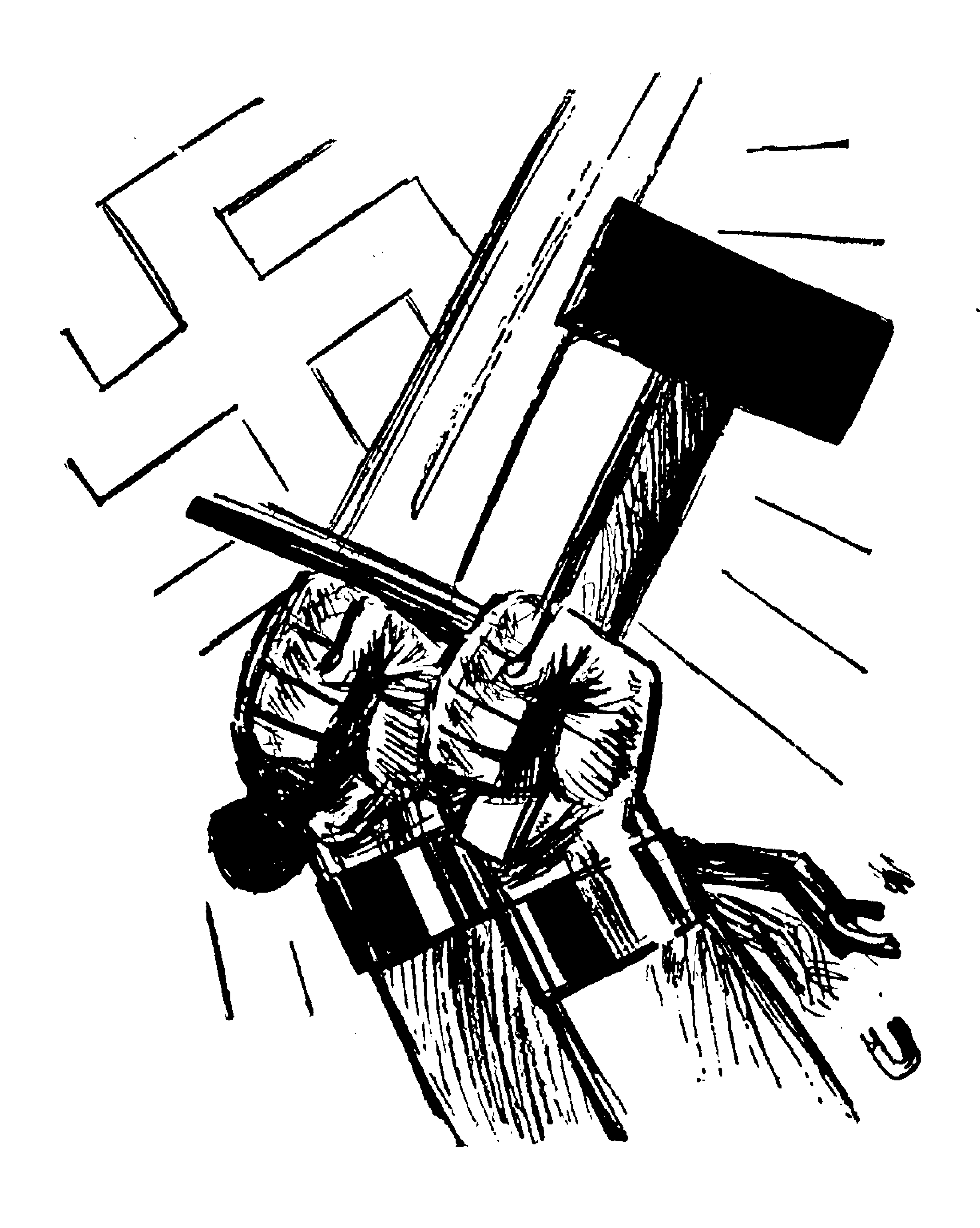
Unsere Liebe war schweigsam; sie brütete tiefversteckt.
Nun ihre Zeit gekommen, hat sie sich hochgereckt.
Schon seit Monden schirmt sie in Ost und West dein Haus
und sie schreitet gelassen durch Sturm und Wettergraus.
Deutschland!

Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund,
stirbt ein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern wund.
Alle hüten wir deiner Grenzen heiligen Saum.
Unser blühendstes Leben für deinen dürrsten Baum,
Deutschland!

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie bei ihrem Namen genannt.
Herrlich zeigte es aber deine größte Gefahr,
daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.
Denk es, o Deutschland!

Karl Bröger.

Tageslosung: Die NSDAP



Es genügt nicht, eine Weltanschauung in einem Programm niederzulegen, das man als Patenschein dem neuen Staat mitgibt. Es ist notwendig, die Weltanschauung im Volk zu verankern. Adolf Hitler

Die internationalen Mächte, die im Innern Deutschlands das Volk schwächten und seinen Widerstand lähmten, waren der grauen Front der Kameradschaft in den Rücken gefallen. Vier lange Jahre hatten Disziplin, Opferbereitschaft, Einsatzwille und Kameradschaft einer Welt von Feinden standgehalten. Unbesiegt kehrte das Heer in die Heimat zurück. In Deutschland aber herrschten nun nicht Männer, die selbst für das deutsche Volk im schweren Kampf an der Front gestanden hatten, sondern Verräter. Die Männer, die das Schicksal des deutschen Volkes verantwortlich zu leiten hatten, kannten nicht die Gesetze, die die Besten des Volkes vier Jahre lang zusammengeschweißt hatten. Mit Grimm und Verachtung sahen die Männer der feldgrauen Kameradschaft auf das volksverräterische Treiben dieser Parlamentarier, sogenannter Volksvertreter, die aus Deutschland ein Sklavenreich zu machen suchten. Mit Empörung sahen sie, wie im Volk gerade die Eigenschaften, die allein ein Volk groß und stark machen können, und die sie selbst im Weltkrieg zu einem unerschütterlichen Block zusammengeschweißt hatten, nun verächtlich gemacht wurden. Das mußte zum völligen Untergang Deutschlands führen. 38 Parteien zerrissen das Volk im Bruderkampf. Jede Partei vertrat ihren eigensüchtigen Klüngel und diente irgendeinem Stand oder gar einer Konfession. Keine Partei aber setzte sich ein für das Gesamtwohl des Volkes.

Wieder waren es nun die Männer, die schon einmal in ihrem Glauben an Deutschland einer ganzen Welt von Feinden getrotzt hatten, die sich nun zum Kampf gegen die Feinde des deutschen Volkes im Innern, gegen die sogenannte Regierung des Systems und der Weimarer Verfassung zusammenschlossen. Diese Männer fanden sich zusammen in einer Kampfgemeinschaft, die wieder gehalten wurde durch die Gesetze der Disziplin, Kameradschaft, Einsatzbereitschaft, Unterordnung des einzelnen unter den Befehl der Gemeinschaft und Treue. Diese Gemeinschaft war die NSDAP. Sie kämpfte nicht für irgendeinen Stand oder eine Konfession, sondern für

eine neue deutsche Volksgemeinschaft und für ein einiges starkes Reich.

Einer aber, ein unbekannter Soldat des Weltkrieges, schweißte diese Gemeinschaft zusammen und gab ihr das große politische und weltanschauliche Ziel: Adolf Hitler.

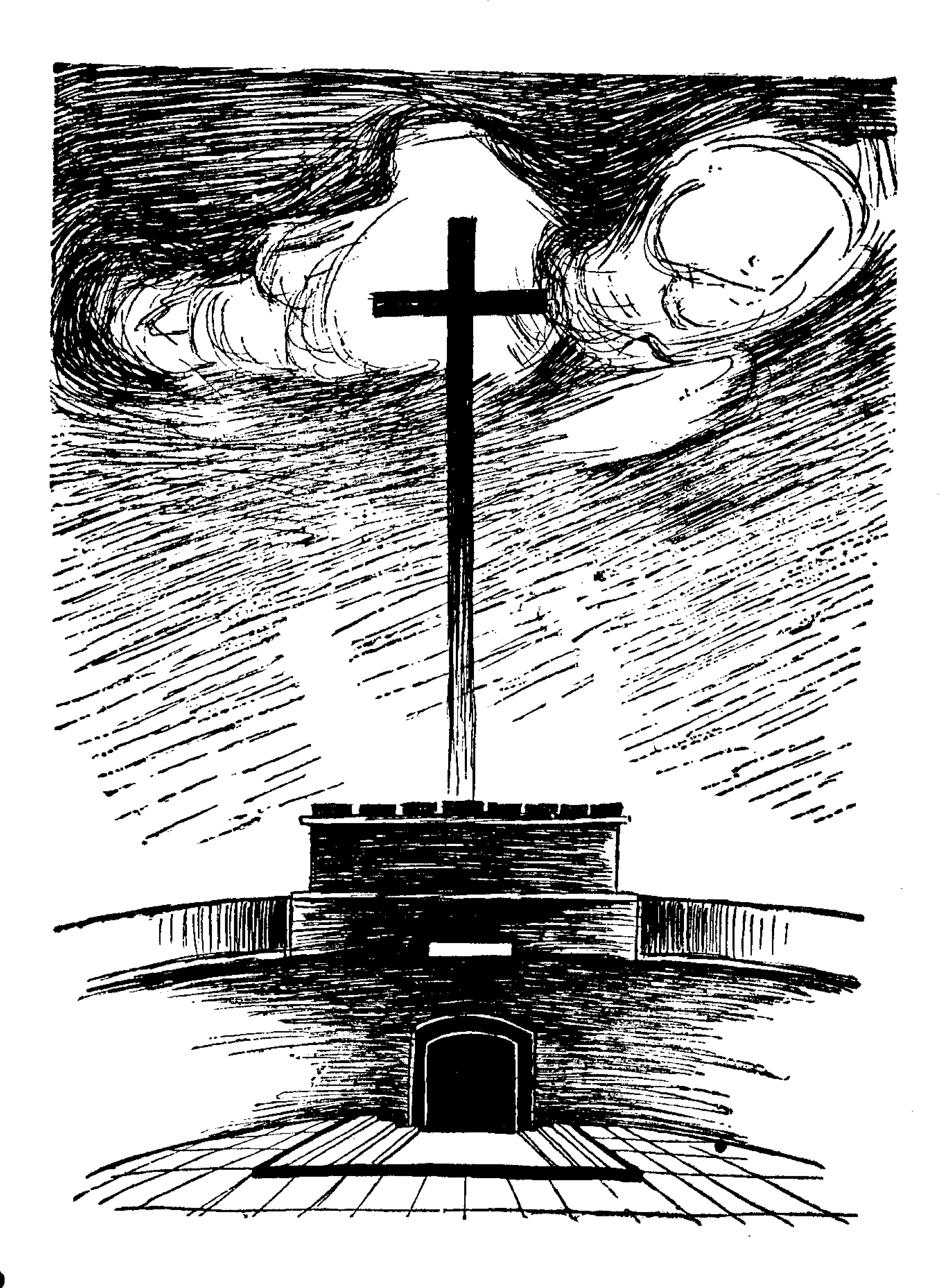
Am 24. Februar 1920 verkündete er die 25 Programmpunkte der NSDAP, deren oberster Leitsatz ist

„Gemeinnutz geht vor Eigennutz"

und deren gesamte Führerschaft, genau so wie im großen Krieg, sich verpflichtete, für die Durchführung ihrer Forderungen, wenn es sein muß, mit dem Leben einzutreten.

In Pankow, an einer Bahnunterführung, hat einer unserer Fahrer den Auspuff derartig knallen lassen, daß alle rosaroten und roten Zeitgenossen in die Häuser sausten.
War das ein Spaß!
Zehn Minuten später, am Pankower Polizeirevier, ist schon wieder alles abgesperrt. Ein aufgeregter Major rennt zum Staf: „Ihre Leute haben Passanten beschossen!" Die ganze Standarte brüllt vor Vergnügen. Der Major wird wild.
„Sofort absitzen und einzeln ins Revier zur Waffenuntersuchung!"
Staf hat die Schnauze jetzt endgültig voll: „Die Kommandogewalt über meine SA habe ich. Die Männer bleiben so lange auf den Wagen, bis ich das Absitzen befehle!"
Der Major wird klein, häßlich und verschwindet.
Die Standarte ist inzwischen das drittemal nach Waffen untersucht worden. Man hat wieder nichts gefunden. Man will uns nur hochbringen, damit wir irgendeine Dummheit machen. Auf einmal steht der Major wieder vor uns. Schreit so leichthin unseren Staf an: „Ihre Standarte ist verhaftet. Sie werden gleich abtransportiert!"
Wir sind starr.
Staf will den Grund wissen.
Der Major zuckt die Achseln, geht zum Fähnrich des ersten Zuges: „Rollen Sie sofort die Fahne ein!"
Er hat vergessen, daß wir SA-Männer und keine Achtgroschenjungen sind.
Der Staf rennt zum Major: „Herr Major, ich verbitte mir Ihren geradezu lausejungenhaften Ton. Die SA rollt keine Fahnen ein!"
Der Major verduftet.
Die SA singt Kampflieder. Wir toben auf den Fahrzeugen. Mit dieser entfesselten Mannschaft traut sich die Polizei nicht durch die Stadt.
Wir müssen warten.
Dann wird die dunkle Straße taghell. Eine riesige Kette von Autoscheinwerfern blitzt auf. Zehn Überfallkommandos formieren sich auf

Tageslosung: Schlageter



Sei, was du willst;
aber was du bist,
habe den Mut ganz zu sein.
Albert Leo Schlageter.

In der NSDAP, dieser Kampfgemeinschaft von Männern, die nichts für sich, aber alles für Deutschland wollten, fanden sich nach und nach die Besten des deutschen Volkes zusammen. Zunächst waren es meist Frontsoldaten, die, geführt von Adolf Hitler, den Kampf um ein neues großes Deutschland aufnahmen.

Auch Albert Leo Schlageter, der Leutnant des großen Krieges, stand in dieser Gemeinschaft, der NSDAP. Für ihn gab es kein Ausruhen in einer Zeit, da Deutschland von innen und außen bedroht war. Er war Soldat, der auch dann noch den Treueschwur dem Vaterland hielt, als dieses Vaterland beherrscht wurde von Verrätern und Verbrechern, die zu dem Schandvertrag von Versailles, der das deutsche Volk zu Sklaven machen sollte, ihr „Ja" gesagt hatten. Nicht diesen sogenannten Volksvertretern diente er, sondern dem deutschen Volk. Stolz und aufrecht wie er gelebt und gekämpft, erfüllt von einem unerschütterlichen Glauben an die Zukunft Deutschlands, fiel der Soldat des Weltkrieges und Kämpfer der nationalsozialistischen Bewegung unter den Kugeln der Franzosen, uns ein ewiges Vorbild von Treue, Opfergeist und Einsatzbereitschaft.

Nach schneller Ausbildung beim 5. Badischen Feldartillerie-Regiment Nr. 76 kommt Schlageter am 7. März 1915 an die Westfront. Ein halbes Jahr lang schreitet er hier durch Blut und Grauen. Fast täglich sieht er dem Tod ins Auge und zittert nicht! Überall, wo der Kampf am heißesten tobt, in Flandern, an der Somme, vor Verdun, ist er dabei. Er watet tief im Schlamm, er hungert, er friert, doch er achtet dies alles für nichts, wenn es gilt, für das Vaterland Opfer zu bringen. Er war nie gesprächig, jetzt wird er schweigsam und hart gegen sich selbst.

Bereits am 12. Oktober 1915 wird Schlageter zum Gefreiten ernannt. Rasch folgt die Beförderung zum Unteroffizier am 6. April 1916 und die zum Vizewachtmeister der Reserve unter gleichzeitiger Ernennung zum Reserveoffizieraspiranten am 2. Oktober 1916. Dann wird er Leutnant. Vom Oktober bis 26. November 1916 nimmt er an der Sommeschlacht teil.

Unerschrockenheit, gepaart mit seltener Geistesgegenwart, die schon den Knaben zierten, zeichnen auch den Frontkämpfer Schlageter in hohem Maße aus. Er gilt als harter und zuverlässiger Soldat. Für die schwierigsten Aufgaben wird er herausgesucht. Als Artilleriebeobachter im vordersten Schützengraben leistet er übermenschliches. Für ihren Leutnant gehen die Leute durchs Feuer, wissen sie doch, daß auch er durch dick und dünn mit ihnen geht und in Not und Tod getreulich zu ihnen steht wie ein Fels. Einst, als die Batterie in Ruhestellung kommt, weist man dem Leutnant Schlageter ein reich ausgestattetes Schlafzimmer in einem Schlößchen als Ruhestätte an. Das bequeme, saubere Bett lockt. Aber Schlageter weiß, daß seine Leute nur kümmerlich auf Stroh untergebracht sind, und er dreht sich stracks herum: „Danke gehorsamst, schlafe bei meinen Leuten."

Am 23. April 1918 erlebt Schlageter die letzte erhebende Freude in diesem Kriege: Er wird für tapferes Verhalten vor dem Feinde mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse ausgezeichnet.

Der Zusammenbruch seines Vaterlandes im November 1918 trifft Schlageter ins Herz. Rote Soldatenräte treten ihm auf dem Rückzug in der Heimat drohend entgegen. Seine Soldaten packen wortlos zu, und die feigen Vaterlandsverräter liegen verprügelt im Straßengraben. Sie fühlen's alle: ein ehrloser Lump, wer in dieser Stunde den treuesten Kameraden Schlageter verläßt!

Trotz des Waffenstillstandes ist man vom wahren Frieden weit entfernt. An fast allen deutschen Grenzen erschienen die Regimenter der „Sieger" und begannen friedliches deutsches Gebiet widerrechtlich zu besetzen. Die republikanische Regierung sah diesem Treiben tatenlos zu. Daß an den Grenzen urdeutsches Land von fremden Scharen besetzt wurde, daß Tausende alteingesessener deutscher Familien unterdrückt und ihres angestammten Bodens beraubt wurden, berührte ihr „nationales Ehrgefühl" nicht. Um so heißer erwachte die Empörung in den einzelnen deutschen Männern. Alles, was noch an Truppenmacht übriggeblieben war, sammelte sich, um die eigene Stellung gegen den Ansturm des Bolschewismus zu verteidigen. Einer davon war Albert Leo Schlageter. Mit ingrimmigem Zorn verfolgte er das Schicksal der deutschen Grenzmarken. Am traurigsten stand es zur Zeit um die baltischen Provinzen Estland und Lettland. Im gleichen Augenblick, da die deutschen Heeresmassen im Osten den Rückzug angetreten hatten, ballten sich russische Bolschewistengarden zusammen und drangen unter Mord und Brandschatzung in dieses deutsche Grenzgebiet vor. Reval und Dorpat, Mitau und Riga fielen in bolschewistische Hände. Mit unerhörter Grausamkeit peinigten sie das Land und schlachteten ungezählte, alteingesessene deutsche Familien erbarmungslos hin. Nur mit Widerstreben in der Stunde höchster Not genehmigte die deutsche Regierung endlich die Bildung freiwilliger Verbände, die sie bisher nur zur Behauptung ihrer eigenen Machtstellung gegenüber der bolschewistischen Aufruhrarbeit im Innern benötigt hatte, auch zum Schutze für das schwerbedrängte

deutsche Grenzgebiet im Osten. Mit flammender Begeisterung stellt sich Schlageter dem Freikorps von Medem zur Verfügung. In tollkühnem Vorwärtsstürmen dringt ein deutscher Vortrupp gegen Riga vor. Mit wahrer Verbissenheit kämpft Schlageter unter seinen Kameraden. Die Dünabrücke ist erreicht. Am Boden hinkriechend, von Bolschewistenleichen verdeckt, feuern die deutschen Freikämpfer in die roten Horden, bis ihre Hände Blasen bekommen. Plötzlich zerschneidet ein scharfer Knall die Luft. Auf 30 Meter Entfernung vom Feinde hat Schlageter ein deutsches Geschütz auf die Dünabrücke geschleppt und feuert nun mit rasender Besessenheit in die feindlichen Haufen, so daß das Geschützrohr glüht. Hat er sich doch geschworen, diese bolschewistischen Verbrecher zu vernichten, die mit unbeschreiblicher Grausamkeit unschuldige deutsche Frauen und Kinder hingemordet haben. Seiner übermenschlichen Kraft ist es zu verdanken, daß die Brückenstellung gehalten werden kann, so daß endlich deutsche Truppen nachrücken und den Feind in die Flucht schlagen können. Diese Heldentat allein hätte Schlageter für immer ein Ehrenmal in der Geschichte gesichert.

Und zu diesem Vernichtungswillen der Feinde des Deutschen Reiches kommt der furchtbare Aufruhr im Herzen Deutschlands. Immer frecher reckte hier der Bolschewismus sein Haupt! Besonders im Ruhrgebiet, dem an Bodenschätzen so reichen deutschen Kleinod beginnen die Kommunisten offen ihre Schreckensherrschaft auszuüben. Jetzt, in dieser höchsten Not, besinnt sich die Regierung wieder auf die verachteten „Landsknechte". Auch Schlageter ist abermals zur Stelle. Sein Deutschland ist bedroht und sofort ist er bereit, unter Einsatz seines Lebens das Ruhrgebiet von dem roten Schrecken säubern zu helfen. Ein erbittertes Ringen beginnt, beschämend und niederdrückend für Schlageter, weil Deutsche gegen Deutsche kämpfen. Endlich, nach mühseligem, zähem Ringen, in dem Schlageter besonders in den beiden Osterfesttagen bei Bottrop seinen Mann gestellt hatte, ist der rote Aufruhr niedergeschlagen und die Ruhe im Lande wiederhergestellt.

In diesen Jahren tiefster Verzweiflung über die innere Zerrissenheit und den ihn anekelnden Parteihader in Deutschland war für Schlageter ein Hoffnungsstrahl aufgetaucht, der ihn in ungeahnter Weise mit Zuversicht und Glauben an Deutschlands Wiederaufstieg erfüllte. Mit ganz wenigen Getreuen, zu denen auch Schlageter zählte, hatte Adolf Hitler den Kampf gegen die Totengräber des deutschen Volkes im Innern aufgenommen und war entschlossen, ihn bis zum letzten Atemzug durchzuführen. Für Schlageter war es, als ob die Idee, für die er bislang Leib und Leben einsetzte, nun endlich Form und Gestalt angenommen hätte. Mit Begeisterung lauscht er in Gemeinschaft weniger Freunde den ihn wie Offenbarungen anmutenden Worten seines großen Kameraden aus dem Weltkriege. Mit anderen Vorkämpfern des Nationalsozialismus hatte auch Schlageter von Adolf Hitler den Auftrag erhalten, in Norddeutschland, besonders in Berlin, Stützpunkte der Bewegung zu errichten. Sobald im August 1922 in Berlin-Kalk-

berge eine neue Ortsgruppe der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei gegründet wurde, füllte Schlageter den ersten Anmeldeschein aus. In der dortigen Mitgliederliste vom Jahre 1922 ist unter Nummer 61 eingetragen: Albert Schlageter, Friedrichsb. Seestr. 107, Kaufmann, 12. August 1894. Zum letztenmal darf Schlageter in der nationalsozialistischen Gemeinschaft am 28. Januar 1923 weilen, als in München der erste Parteitag stattfand, dem ungezählte Menschenmengen staunend zuströmten. Voller Ergriffenheit erlebt der Vorkämpfer des neuen Deutschland auf dem Marsfelde die Einweihung der ersten nationalsozialistischen Sturmfahnen. Wie eine heilige Vorausahnung erfaßt ihn die beglückende Zuversicht von der zukünftigen Gesundung und Erstarkung seines Volkes in einem geeinten und freien deutschen Reiche. Am Schlusse einer begeisterten Rede in einem kleinen Lokal in München, vor etwa 30 Führern der Partei aus Norddeutschland, wechselte Adolf Hitler zum letztenmal ein paar Worte mit Schlageter, drückte ihm dann fest die Hand und verabschiedete sich.

Durch Adolf Hitlers Willen und Tatkraft im Innersten gestärkt und gekräftigt, fühlt sich Schlageter Mann genug, den Kampf gegen den Vernichtungswillen der Feinde unentwegt weiterzuführen. Denn neues Unglück ist um diese Zeit über die deutschen Lande hereingebrochen. Trotz verzweifelter Anstrengungen, die ungeheuerlichen Forderungen des Versailler Friedensdiktats genau zu erfüllen, hatte Deutschland nicht pünktlich geliefert. Das war für die Franzosen Grund genug, weiteres deutsches Land mitten im Frieden zu besetzen. Gerade die an Kohle und Eisen so reiche Gegend des Ruhrgebiets lockte sie mächtig an. Tausende von französischen Mannschaften und Offizieren mit ihren ganzen Familien werden einquartiert. Da man Raum braucht, müssen zahlreiche Schulen geschlossen werden. Wer sich nur im geringsten muckst, wird von den Franzosen abgeführt und ins Gefängnis geworfen. Die Franzosen scheuen sich nicht einmal, sie von Negern bewachen zu lassen, die aus den Kolonien herbeigeschafft wurden. Die „Schwarze Schmach", ein untilgbares Schandmal in der Geschichte der Völker!

Kruppsche Arbeiter werden am blutigen Karfreitag unter französisches Maschinengewehrfeuer genommen. Ihr Blut tränkt den Boden. 14 Tote und 41 Verwundete bedecken die deutsche Erde.

Mit wachsender Empörung hört Albert Leo Schlageter von dieser neuen Schmach. Keine Stunde hält es ihn länger. Unverzüglich eilt er in das besetzte Gebiet. An der Spitze einiger Getreuen aus dem Baltikum und aus Oberschlesien beginnt er. Gefahr, Hunger und Entbehrungen umlauern ihn und seine Leute stündlich, doch sein vorbildliches Führertum lehrt die tapfere Schar, unentwegt auszuharren und weiterzukämpfen. Die unterdrückte deutsche Bevölkerung hatte bereits begonnen, durch „passiven Widerstand" den französischen Gewaltherrschern zu begegnen. Die Arbeit in den Fabriken wurde niedergelegt, die Eisenbahner streikten und das gesamte Räderwerk der Ruhrindustrie drohte stillzustehen. Doch in diesen Tagen warnte Adolf

Hitler vor der Schwäche und Erfolglosigkeit dieses „passiven Widerstandes". Da versuchte der aus Männern aller deutschen Gaue zusammengesetzte Selbstschutz „aktiv" und tatkräftig den Angriff auf die feindliche Herrschaft. Überall sind tapfere Männer am Werk: Telephonleitungen werden zerschnitten, Eisenbahnlinien zerstört, Brücken vernichtet. Mehr und mehr beginnen die Franzosen diesen „aktiven" Widerstand zu fürchten. Er würde zu einer bedrohlichen Gefahr für sie auswachsen, käme ihnen nicht die Uneinigkeit in Deutschland selbst zu Hilfe. Von der deutschen Regierung selbst wurden die Freiheitskämpfer mit Verfolgung und Bestrafung wegen „nationalistischer Umtriebe" bedroht. Trotz aller Widerstände kämpft Schlageter unentwegt weiter für die gerechte deutsche Sache. Er rüstet zu einem Schlag, der, ein würdiger Abschluß dieses tatenreichen Heldenlebens, noch einmal die ganze Einsatzbereitschaft Albert Leo Schlageters für sein Vaterland zeigt: die Eisenbahnbrücke bei Calcum, eine stark befahrene Strecke, auf der die Franzosen ihre im Ruhrgebiet erbeuteten Bodenschätze in Sicherheit bringen, soll gesprengt werden. Genau sind Ort und Stunde festgelegt. Kein Zug wird um diese Zeit die Stelle befahren, kein Posten in der Nähe auftauchen. Menschenleben sollen um keinen Preis gefährdet werden. Einen Kameraden zur Seite, pirscht sich Schlageter vorsichtig Schritt um Schritt an die Brücke heran. Nacht ist's, die Dunkelheit verbirgt die kühnen Männer. Das letzte Stück muß Schlageter auf allen Vieren herankriechen. Endlich am Ziel! Alles fertig! Mit Donnergetöse erfolgt die Sprengung! Das Heldenstück ist geglückt!

Nichtswürdiger Verrat aus den eigenen Reihen liefert Schlageter an die Franzosen aus. Schlageter wird verhaftet. In strengster Einzelhaft sitzt der Gefangene in Düsseldorf in einer engen Zelle. Nur der Schritt der französischen Wachtposten dringt an sein Ohr. Schlageter trägt sein Los mit ruhiger Festigkeit.

Am 8. Mai ist der Tag der Gerichtsverhandlung angebrochen. Mit noch sechs Angeklagten steht Schlageter den französischen Richtern gegenüber. Hochaufgerichtet, klaren Auges steht er vor ihnen. Frei und offen schildert er seine Tat. Er schließt mit den Worten:

„Ich achte Menschenleben und habe dies stets getan. Die Stelle der Sprengung bei Calcum war so ausgesucht, daß Menschenleben im Personen- und Güterverkehr nicht gefährdet werden konnten. Mir kam es darauf an, die Eisenbahntransporte als solche zu unterbinden, aber nicht Menschen zu gefährden oder zu töten."

Mit keinem Worte belastet Schlageter die übrigen Angeklagten. Als man ihm vorhält, daß er seine Mitschuldigen decken wolle, antwortet er stolz und gemessen: „Für das, was ich getan habe, trage ich die Verantwortung. Ich habe keinen Anlaß, andere reinzuwaschen."

Als nach Beendigung der Verhandlung den Angeklagten das letzte Wort erteilt wird, steht Schlageter als einziger auf. Ruhig und ent-

schlossen, mit fester Stimme gibt er seine Erklärung ab: „Für das, was ich getan, stehe ich ein. Ich bin bereit, die Folgen meiner Handlung zu tragen."

Nach kurzer Beratung erscheinen die Richter wieder im Saal. Totenstille herrscht. Der Vorsitzende verliest das Urteil: Es lautet gegen die übrigen Angeklagten auf 15 bis 20 Jahre oder lebenslängliche Zwangsarbeit. Schlageter allein wird zum Tode verurteilt. — Keine Muskel zuckt in seinen edlen Zügen. Man gewinnt den Eindruck: er hat kein anderes Urteil erwartet. — Es beugt ihn nicht.

Düsseldorf, 10. Mai 1923.

Liebe Eltern und Geschwister!

Seit 1914 bis heute habe ich aus Liebe und reiner Treue meine ganze Kraft und Arbeit meiner deutschen Heimat geopfert. Wo sie in Not war, zog es mich hin, um zu helfen. Das letztemal hat mir gestern mein Todesurteil gebracht.

Mit Ruhe hab ich es vernommen, ruhig wird mich die Kugel treffen. Hab ich doch alles, was ich tat, nur in der besten Absicht ausgeführt.

Kein wildes Abenteuerleben war mein Verlangen, nicht Bandenführer war ich, sondern in stiller Arbeit suchte ich meinem Vaterlande zu helfen. Ein gemeines Verbrechen oder gar einen Mord habe ich nicht begangen.

Wie alle anderen Leute auch über mich urteilen mögen, denkt Ihr doch wenigstens nicht schlecht von mir. Verurteilt Ihr mich nicht auch noch, sondern verzeiht! Versucht wenigstens Ihr, das Gute zu sehen, was ich gewollt habe. Denkt auch in Zukunft nur mit Liebe an mich und haltet mir ein ehrenvolles Andenken. Das ist alles, was ich von diesem Leben noch verlange.

Am 26. Mai 1923 ist der Tag der Hinrichtung angebrochen. Fahl dämmert der Morgen herauf. Schlageter liegt im Schlaf. Da öffnet sich die Tür. Eine Anzahl französischer Offiziere, Gendarmen und drei deutsche Männer, Schlageters Rechtsanwalt Dr. Sengstock, sein Gefängnispfarrer Faßbender und Gefängniskaplan Roggendorff treten herein. Man rüttelt ihn wach: „Stehen Sie auf, die Stunde der Ausführung Ihres Urteils ist gekommen." Sekundenlang geht über Schlageters männliches Gesicht eine unbeschreibliche Bewegung, dann hat er sich wieder gefaßt.

Schlageter tritt mit seinen Begleitern in die kalte Nacht hinaus. Der Lastwagen wartet. Festen Schrittes steigt Schlageter ein. Seine Züge sind klar und gesammelt. In der Brusttasche auf seinem Herzen trägt er ein Blatt Papier, auf das er in der Gefängniszelle die Worte schrieb: „Sei was du willst, aber was du bist, habe den Mut ganz zu sein."

Nun ist die Richtstätte, die Golzheimer Heide erreicht. Ein herzlicher Händedruck: „Grüßen Sie mir meine Eltern, Geschwister und Verwandten, meine Freunde und mein Deutschland!“ sagt er.

Nicht in offener Feldschlacht, Seite an Seite mit den Kameraden darf Schlageter für sein Vaterland sterben. Allein in völliger innerer Einsamkeit erleidet er den Tod. Doch nicht dies allein, sondern die unvergleichlich hehre Art seines Sterbens flicht ihm den Kranz der Unsterblichkeit. Die ersten Sonnenstrahlen des anbrechenden Tages beglänzen die Golzheimer Heide. Da bietet Schlageter seine Brust den feindlichen Kugeln dar. Die Salve kracht! . . . Sein Herz hat aufgehört zu schlagen! . . .

Wir haben viele Tote schon begraben,
und jeder Tote war uns lichte Tat:
so fielen Männer und so fielen Knaben;
daß sie für uns den Tod erlitten haben,
sei ihnen hehrstes Denkmal, Kamerad!

Hans Jürgen Nierentz

Tageslosung: Horst Wessel



**Die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen,
SA marschiert mit ruhig festem Tritt,
Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen,
marschiern im Geist in unsern Reihen mit.**

Die Taten der Frontsoldaten, die um ein neues Deutschland kämpften, fanden ihren Widerhall in den Besten der Jugend des deutschen Volkes. Zu Tausenden und Hunderttausenden strömten sie herbei und stellten sich unter den Befehl Adolf Hitlers, dessen Hakenkreuzbanner sie in ihren jungen, starken Fäusten hielten. Gemeinsam kämpften nun die Männer des großes Krieges und die beste Jugend Deutschlands um die Befreiung des deutschen Volkes von den Fesseln des Versailler Diktates, kämpften gegen den klassenkämpferischen Marxismus, gegen die Ohnmacht und Zerrissenheit im Volke um ein neues, einiges und starkes Reich, in dem jeder einzelne nach seinem Einsatz und nach seiner Arbeit für die Volksgemeinschaft gewertet werden sollte. Genau so wie im Weltkrieg alle Schranken des Berufs und des Herkommens gefallen waren, so galt auch hier nicht Stand und Vermögen, sondern allein der Mann in seiner Bereitschaft, sich einzureihen in die braune Front der politischen Soldaten Adolf Hitlers, um für Deutschland zu kämpfen.

So wurde auch Horst Wessel, der Pfarrerssohn und Student, Gefolgsmann Adolf Hitlers. Zusammen mit Arbeitern aus allen Berufen kämpfte er als SA-Sturmführer im roten Berlin für die Durchsetzung der nationalsozialistischen Idee. Kein Opfer hat er gescheut und kein Weg war ihm zu beschwerlich, wenn es galt, für die Idee Adolf Hitlers einzutreten. Als er am 27. Februar 1930 an den Folgen einer von feiger kommunistischer Mörderhand abgefeuerten Kugel sein junges, kampferfülltes Leben aushauchte, war sein Märtyrertod ein Fanal an den noch zweifelnd abseits stehenden Teil der besten deutschen Jugend. Sein Kampflied erklang in allen Versammlungen und auf allen Märschen. Als die Hakenkreuzfahne Deutschlands Flagge wurde, wurde sein Lied das Lied der deutschen Nation.

Der Tag neigt sich seinem Ende zu. Die rote Unterwelt erwacht, der Blutrausch der Kommune feiert in den dunklen Nächten der Großstadt Orgien.

In einem Lokal in der Innenstadt ist die Sitzung unserer Sektion mit den Zellenleitern der Ortsgruppe. Es sind neben wenigen Frauen nur etwa zwanzig SA-Männer erschienen. Die anderen haben heute abend dienstfrei, treiben sich irgendwo herum, vielleicht schlafen sie auch wieder einmal aus.

Vor dem Lokal patrouilliert ein Posten.

Sonst ist nichts zu sehen, die Straße liegt wie ausgestorben. Im Sitzungszimmer läutet das Telephon: Ein Anruf aus Köpenick, einem östlichen Vorort von Berlin.

In Köpenick ist von der Partei eine Versammlung anberaumt, die Kommune hat aber schon den größten Teil des Saales besetzt. Die Versammlung droht in die Brüche zu gehen. Der Saalschutz scheint nicht ausreichend.

Köpenick braucht Verstärkung, sonst ersäuft dort alles in Blut und Chaos!

Das ist nicht nur ein Hilferuf — das ist für uns ein dringender Befehl. Wir sehen uns an.

„Fertigmachen!"

In zwei Minuten steht alles auf der Straße!

Wir haben Räuberzivil und Mäntel an, sind ungefähr zwanzig Mann stark. Im Laufschritt geht es zum Bahnhof Alexanderplatz; einige Minuten später bringt uns der Vorortzug nach Köpenick.

Als wir im Abteil sitzen, erhalten wir Verhaltungsmaßregeln, Befehle, und sind, wie wir etwa zwanzig Minuten später in Köpenick einfahren, für die schlimmsten Sachen gerüstet.

In offener Ordnung, als „harmlose Passanten", schlendern wir durch die dunklen Straßen. Überall an den Ecken halten Überfallflitzer der Schupo, und vertierte rote Strolche lungern herum. Nach einiger Zeit schon sind wir als SA-Männer entdeckt. Nur die Nähe der Polizei schützt uns vor dem Zusammengeschossenwerden.

Schon von weitem ist das Versammlungslokal erkenntlich. Vor dem Portal des Biergartens stehen zwei große Hundertschaftswagen der Schutzpolizei. Die Beamten sind abgesessen und patrouillieren auf der Straße. Auf der gegenüberliegenden Seite lauert, dreifach und vierfach gestaffelt, die Kommune.

Von den Beamten erfahren wir, daß die Versammlung zwar polizeilich gesperrt ist, daß wir aber noch hineindürfen, weil wir uns als Saalschutz ausgeben konnten.

Schon auf der großen Treppe, die in den oberen Saal führt, stehen die Moskaujünger Schmiere. An der Eingangstür melden zwei SA-Männer in Räuberzivil, daß der Saal von etwa 800 Kommunisten besetzt sei. Der Saalschutz an der Bühne ist 18 Mann stark!

Also rin ins Vergnügen! Tür auf, und dann drängeln und stoßen, damit wir nach vorn kommen, wo die Köpenicker SA steht. Die Kommune quittiert unser Erscheinen mit einem Pfeifkonzert. Die Gesellschaft hat meist schon Stuhlbeine in der Hand. Dann kommen wir durch, reihen uns ein. Wir sind jetzt ungefähr ein halbes Hundert

SA-Männer, bereit, bis zum äußersten diesen Fleck zu verteidigen.
Langsam beruhigt sich die Menge. Aber kaum versucht der Redner weiterzusprechen, wird er von Toben und Zwischenrufen der Kommune unterbrochen. Der Saal gleicht zeitweise einem Hexenkessel wilder, schreiender Tiere. Sie warten auf das Blut, auf das fällige Opfer.
Der nationalsozialistische Redner befiehlt in die Menge hinein, daß er den Saal auch von diesem kleinen Haufen SA. räumen lassen würde, wenn nicht bald Ruhe herrsche.
Ein tolles Gebrüll ist die Antwort. Aus der Masse springt auf einen Stuhl der Kummuneführer Heinz Neumann, hält eine wüste Hetzrede gegen die SA und fordert dann seine Genossen auf, „demonstrativ" den Saal zu verlassen.
Die Antwort darauf ist ein irrsinniges „Rotfront"-Gebrüll, Stühle werden umgeworfen, die Internationale wird angestimmt.
Noch sind wir ruhig und warten ab.
Da zerschellt ein Bierglas in unseren Reihen.
Ein helles, scharfes Kommando: „SA — räumen!"
Wie Blitze jagen wir in die Masse hinein. Ein Teil der Kommune stellt sich, die anderen türmen zum Ausgang.
Und dann ist alles nur noch ein Knäuel von Menschenleibern.
Der furchtbare Schlag der zerschellenden Biergläser ist zu hören, von der Seite prügeln die roten Schweine mit Totschlägern und Stuhlbeinen. An einem Fenster schießt eine feige Kreatur auf uns. Er wird vollkommen zusammengeschlagen.
Einer von uns ist zwischen zwei Tischen eingeklemmt. Die Kommune deckt ihn so lange zu, bis er besinnungslos mit zerquetschten Rippen zusammenbricht. Dann wird er mit den Absätzen bearbeitet, in den Brustkorb, ins Gesicht. —
Und immer noch tobt der Kampf.
Wir treten an. Nur wenige sind es noch. Um uns herum tierisches Gebrüll, Steine fliegen in unsere Marschkolonne. Die begleitende Schupo muß immer wieder ausschwärmen.
Wir werden bespien, verlacht, verspottet, man schreit uns in die Ohren, daß wir noch heute nacht alle verrecken würden!
Steine klatschen in unsere Reihen. Vor uns fällt ein Beamter mit einer schweren Kopfwunde. Es wird immer bedrohlicher. Die tausendköpfige Menge brüllt, Polizei und SA über den Haufen zu rennen. Plötzlich spielen zwei Scheinwerfer. Überfallflitzer der Schupo. Die Beamten springen ab, Schreckschüsse peitschen, Karabiner werden in Anschlag gebracht. . . .
Jetzt erst flutet die Menge in die Seitenstraßen zurück — gibt uns den Weg frei.
In Berlin steigen wir am Bahnhof Jannowitzbrücke aus. Von hier aus haben wir noch zehn Minuten ins Sturmlokal.
Die Uhr verkündet die zweite Morgenstunde.

Im Sturmlokal ist wie immer der Rolladen heruntergelassen. Nur aus der Eingangstür dringt schwacher Lichtschein auf die Straße.
Jetzt macht der erste die Tür auf.
Das Lokal ist leer, doch auf einem Stuhl sitzt Addi, ein junger SA-Mann.
Er schaut auf — — —
Wir sehen ein schreckensbleiches Gesicht, der Junge hat verheulte Augen.
Es ist eine lähmende Stille im Raum . . .
Alle wollen ihn fragen, was geschehen sei, was das zu bedeuten habe, aber keiner bringt ein Wort von den Lippen.
Dann steht der Junge auf, schwer, müde, die Hände stützen sich auf den Tisch, fast tonlos kommt es von seinen Lippen:
„. . . Sie haben heute abend Horst Wessel umgelegt!"
Lähmende Stille. — — —
Es ist uns, als sei dies ein Traum, ein Spuk, und dann wiederholen wir fragend dieselben Worte.
Der junge SA-Mann nickt.
Im Sturmlokal des ersten Sturmes der Standarte IV stehen ein paar SA-Männer, in deren Herzen etwas zerbricht.

Horst Wessel

Kaum einer von uns, der Dich gekannt,
und doch auch keiner, der Dich nicht kennt!
Dein Name brennt
wie ein Feuer dem Vaterland!

Allen, allen bist Du verwandt!
Keiner, der Dich nicht Bruder nennt
und sich bekennt
zu der Fahne in Deiner Hand!

Kameraden alle: ihr braune Schar,
die Fahne pflanzt auf der Türme Knauf!
Das Wort macht wahr:
Horst Wessel fiel und Deutschland steht auf!

Baldur von Schirach

Tageslosung: Kampf um die Scholle



Der erste und tiefste Vertreter des Volkes aber ist jener Teil, der aus der Fruchtbarkeit der Erde die Menschen nährt und aus der Fruchtbarkeit seiner Familie die Nation forterhält. Adolf Hitler

Unter der volkszerstörenden Mißwirtschaft der marxistischen Revolutionsmacher von 1918 und deren Verbündeten geriet das deutsche Volk in immer größere Abhängigkeit vom Willen unserer einstigen Kriegsgegner. Die Lasten, die das Volk auf Grund des Versailler Diktates zu tragen hatte, stiegen mit jedem Tag. Eine Inflation (Geldentwertung) nahm dem deutschen Volk, insbesondere den kleinen Sparern, das letzte Besitztum. Die Arbeitslosigkeit wurde immer größer. Das deutsche Bauerntum litt insbesondere unter den Folgen der marxistischen Mißwirtschaft. Der Bauer fand keinen genügenden und ausreichend bezahlten Absatz im Inland mehr, da die deutsche Wirtschaft unnatürlich stark mit ausländischen Lebensmitteln belastet wurde. Als Folge trat eine Verarmung des Bauerntums ein. Zwangsversteigerungen von seit Jahrhunderten im Besitz alter Bauerngeschlechter sich befindlichen Höfen und Ländereien waren an der Tagesordnung. Diese Höfe und Äcker wurden Spekulationsobjekte des Börsenjuden. Dem volksfeindlichen Marxismus war diese langsame Zugrunderichtung des Bauerntums recht, war doch ein starker Bauernstand in seiner Liebe zur Scholle und damit zur Heimat von jeher eine starke nationale Macht. Diese zu brechen, war das Ziel des Marxismus, diese aber zu erhalten, war das Ziel der NSDAP. Sie sah und sieht im Bauerntum als Nahrungs- und Blutquell des deutschen Volkes das Fundament der Nation. Der politische und weltanschauliche Kampf der NSDAP. galt daher auch in erster Linie der Erhaltung und Festigung des deutschen Bauerntums, aus dem dem Volk immer neue Geschlechter geboren werden und das das gesamte Volk in seiner Ernährung unabhängig vom Ausland und damit freizumachen hilft. Nach Erringung der Macht durch die nationalsozialistische Bewegung wurde das deutsche Bauerntum dem drohenden Untergang entrissen und im Reichserbhofgesetz sein Bestand für alle Zeiten gefestigt und gesichert.

Da sitzen auf der Insel Sandhörn wenig Bauern, die von sich sagen können: sieh, ich bin frei, mir geht es gut! Da sind seit jeher nicht viele, die nach allen vier Windseiten blicken können: sieh, mein Land, tief und schwer; mein Vieh, zahlreich und trächtig; meine Scheune, hoch und voll; mein Haus, sicher und breit. Da sind in den Geschlechtern der Landleute nicht viele, die da prahlen können: sieh, meine Söhne, nachfahrend und erbbestimmt; meine Töchter, lebensfroh und geborgen! ... Nein, so können wirklich kaum einige auftreten und großtun. Es geht den allermeisten schmal und hart, und sie sind froh, wenn sie in Ehren allem gerecht werden können. Aber sie stehen in ihrem kargen Leben doch noch innerlich frei und steifnackig und stolz auf ihrem Besitz, werken ihren langen Tag, wie Gott ihn gibt, in Pflicht und Trotz.

Und doch ist das in letzter Zeit auch nicht mehr auf jeder Stelle zutreffend. Es weht ein anderer Wind vom Festlande herüber, seitdem es durch den Damm nähergerückt ist. Da kommen fremde Händler herüber, die sagen: Bauer, du machst dir das Leben viel zu schwer; du mußt drüben bei uns in der tiefen Marsch Land anheuern zum Viehgräsen; das Fett liegt da haufenweise im Gras auf der Erde; ja, du mußt die Börsenberichte abhören und im rechten Augenblick zugreifen; du mußt spekulieren mit den Schweinen für den Husumer Markt und mit dem Rindvieh ebenso. Ja, das mußt du.

So reden sie klug, die fremden Makler, und locken manchen Bauer hinüber in die Marsch, wo angeblich das Geld am Wege liegt. Hin und wieder glückt es auch, aber die meisten verbrennen sich die Finger und bekommen einen Knax in der Wirbelsäule, wenn sie sich so tief nach dem leichten Gewinn bücken müssen, der angeblich am Wege liegt.

Harald Haraldsen trifft eines Morgens früh, als er zum Grabenauswerfen nach der Marsch hinuntergeht, zwei Bauern aus Geeldörp, die ihm lachend erzählen, daß sie hinüber wollen aufs Festland, um dort Weideland zu pachten. „Wir müssen spekulieren," sagen sie, „wenn wir zu Geld und Ansehen kommen wollen."

„So," sagt Harald Haraldsen darauf, „so — ihr wollt spekulieren. Ihr wollt gewinnen, ohne zu arbeiten. Wißt ihr auch, daß beim Spekulieren immer einer gewinnt und einer verliert?"

„Das ist ja dummer Schnack," sagen die beiden, „wir riskieren was, und dafür können wir gewinnen."

„Wir sind Bauersleute und keine Spekulanten," sagt Harald Haraldsen; „wir haben Geduld und Arbeit zu leisten, und das weitere muß der Herrgott geben."

„Na, dann mach du es man so", sagen die beiden lachend und gehen zum Damm hinüber . . .

Einige Tage später kommt ein blankes Auto durch Lüttenoog und fährt nach Geeldörp hinüber. Der Fahrer ist wohl wegunkundig, denn er hält vor Haraldsens Haus, um sich weiterzufragen. Harald steht in der Tür und sagt: „Ich zeige Ihnen gern den Weg", und will ein Stück mitgehen. Da macht einer die Wagentür auf und sagt: „Wollen Sie fahren

ein Stückchen mit, bitte!" Halb abwehrend, halb zustimmend steigt Harald in das Auto und gibt dem Fahrer Bescheid.

„Gestatten Sie — Baruch Eisenstein", sagt der feine Herr im Wagen, und beginnt gleich, den Insulaner auszufragen nach einer Familie Johannsen in Geeldörp. Harald ist wortkarg, weil das Wesen des anderen ihn anwidert. Sie sind auch in wenigen Augenblicken mit dem schnellen Wagen an Ort und Stelle.

Der Bauersmann Johann Johannsen steht vor seiner Scheunentür und wundert sich über den fremden Besuch. Seit dem Tode seiner jungen Frau ist es einsam und still um ihn geworden. Er hat zu den drei kleinen Kindern eine Haushälterin zu sich genommen. Aber es fehlt ihm zu allem die rechte Freude, am liebsten ginge er nach Amerika hinüber. Harald Haraldsen springt aus dem Wagen und sagt: „Ich habe diesem Herrn den Weg zu Eurer Stelle gezeigt, Johannsen, und will nun gleich zurücklaufen, denn ich soll das Vieh noch besorgen."

„Ach, das ist nicht praktisch; du kannst doch gleich nachher wieder mit zurückfahren," antwortet der Bauer, und dann: „komm nur mit hinein, wir haben nichts Heimliches vor, denn ich weiß nicht, was der Herr von mir will."

Als die drei Männer drinnen in der Döns am Tisch nebeneinander sitzen, fängt der Fremde gleich an zu reden. Er habe gehört, daß der Bauer seine junge Frau verloren habe — Gottdugerechter, was für ein Verlust! — und daß der Bauer schon wiederholt habe durchblicken lassen, er wolle die Stelle verkaufen und auswandern. Er, Baruch Eisenstein, habe drüben in Dünsteede den großen Strand-Basar. Freilich wohne er in Hamburg, wo er zwei große Geschäftshäuser besitze, aber er sei des öfteren mit dem Wagen über den Damm nach der Insel Sandhörn herüberkommen, um in Dünsteede einige Tage zu verbringen und sich auszuruhen von den vielen Aufregungen in der großen Stadt. Er, Baruch Eisenstein, habe Interesse für die Landstelle Johannsens, und er bitte den Besitzer, ihm diese einmal jetzt mit allem Beschlag zu zeigen, damit er sich über das Objekt ein Bild machen könne. Der große hagere Bauer Johann Johannsen aus Geeldörp sitzt dem fremden Mann aus Hamburg schweigend gegenüber und blickt durch den blauen Rauch seiner Pfeife wie aus weiter Ferne an dem Sprechenden vorüber. Er sieht im raschen Band sein Leben an sich vorbeiziehen: mühsam, dunkel und beladen sind die Tage . . . Er sieht seine drei kleinen Kinder hinaustapfen in eine graue, leere Zukunft . . . Er sieht drüben jenseits des großen Wassers ein helles und reiches Land auftauchen mit einem Leben, das wieder Sinn und Ziel hat . . .

„Was meinen Sie, Herr Johannsen, ist wert Ihre Stelle?" fragt durch den blauen Rauch hindurch die fremde Stimme lauernd.

„Ich kann es aus dem Handgelenk heraus nicht sagen," antwortet langsam der Bauersmann, „wir sitzen hier seit mehr als zweihundert Jahren in einer Geschlechterreihe auf dieser Stelle. Unser Landbesitz ist alt und hat seinen Mann immer genährt. Aber die Zeiten sind nach

dem Kriege so verrückt geworden. Und nun ist mir die Frau fortgegangen — ich weiß mitunter wirklich nicht, wie ich wieder zurechtkommen soll."


Die fremde Stimme hebt wieder an zu malen mit grellen Farben und lockenden Tönen: „Sie brauchen nicht gleich zu sagen ja; wir wollen machen ein ehrliches Geschäft miteinander. Ich will Ihnen stellen ein Gebot: Tausend Reichsmark in bar lasse ich heute als Anzahlung hier. Tausend Reichsmark. Sie geben mir dafür das Vorkaufsrecht und eine Schuldverschreibung auf diesen Betrag. Wir lassen inzwischen kommen einen Taxator aus Hamburg, der alles genau abschätzt, und dann einigen wir uns und gehen zum Notar und lassen überschreiben die Stelle auf meinen Namen. Ich habe wenig Zeit, sonst würde ich mir ansehen heute alles. Aber Sie sollen sich überlegen mein Gebot, denn es sind und bleiben schlechte Zeiten für die deutsche Landwirtschaft. Ich habe Kapital und kann halten jedes Risiko. Was meinen Sie, Herr Johannsen, habe ich Ihnen gemacht einen guten Vorschlag, oder nicht? Sollen wir sagen: Zweitausend Reichsmark?" . . .

Zweitausend Reichsmark, denkt der Bauer, gegeben als Handgeld, mir für das Vorkaufsrecht . . . Zweitausend Reichsmark! Ich werde dreißig- oder vierzigtausend erhalten, wenn ich festbleibe. Nach Abzug der Schulden kann ich dann drüben ein neues Leben beginnen.


Der Rauch ist ganz dick und blauschwarz geworden, sonst würde der Bauer die zwei dunklen stechenden Augen sehen, die auf ihn gerichtet sind. Vierzigtausend Mark, denkt er, und will gerade sagen: ja — ich will es überdenken und nachrechnen — —


— Da steht im halbdunklen Hintergrund der Döns ein Mensch, auf. Steht erst eine Weile schweigend, und seine Gestalt wächst so ins Riesenhafte. Wer ist das? denkt der Bauer Johann Johannsen, und hat ganz vergessen, daß Harald Haraldsen auch noch in der Stube ist . . . Wer ist das? erschrickt der landfremde Händler, und weiß nichts davon, daß auf die jungen Schultern dieses Menschen vielleicht die Entscheidung gelegt ist über Leben und Sterben eines ganzen Stammes.

Und nun redet dieser Mensch. Langsam und schwer und unerbittlich: „Du stehst bis zum Hals im Irrtum, Johann Johannsen. Du meinst, du bist ein willensfreier Bauer, der sein Haus und sein Land und sein Vieh eintauschen kann gegen Geld. Du meinst, du kannst flüchten aus der langen Reihe, in die dich Gott der Herr gestellt hat. Du irrst. Das Haus und das Land und das Vieh sind gar nicht dein Eigentum! Es ist dir nur geliehen worden zur Bewahrung und als Erbgut. Du hast es alles an dein Geschlecht abzuliefern, wenn du die Hand davon ablassen willst. Da stehen drei Kinder vor dir, und weiter vor wieder andere, die deine Enkel werden, noch ungeboren, aber schon erdbestimmt. Und so steht eine lange Reihe Menschen vor dir, weit, weit über dein kurzes Leben hinaus, und alle diese Augen sehen auf dich, und du bist ihnen Rechenschaft schuldig. Du bist ein Bauer, ein friesischer Bauer, ein deutscher Bauer — und das heißt: du bist ein Treuhänder Gottes, der dir ein Erbgut gab, daß du es hütest und mehrst, und dein Blut









darüber wachen läßest, einerlei, ob die Zeit Gewinn oder Verlust, Freude oder Leid für dich bereithält . . . Und nun kommt der Versucher zu dir und zeigt dir die Welt und bietet dir Gold und ein sorgenfreies Leben. Und du siehst nicht einmal, daß es gar kein Landmann ist, der in deine Fußtapfen treten will, sondern ein Mann mit fremdem Blut, der deine Stelle verschachern will. Du und die lange Reihe vor dir treten den Weg in die Wüste an, und wieder geht ein Hof zugrunde, weil er aus schwieliger Faust in eine dicke, weiche Hand hinüberwechselt, die nur spekuliert, aber nicht werkt am Pflug und im Geschirr. Ich bin hier in diesem Hause ein unbekannter Mann, Bauer Johannsen. Du kannst mir die Tür zeigen und kannst tun und lassen, was du willst; aber was ich sagte, ist wahr, und du wirst deinem Geschick nicht aus dem Wege gehen."

Es ist eine merkwürdige Stille im Raum, als Harald Haraldsen nun schweigt. Am Tisch sitzt ein kleiner Mann mit nachtschwarzen Augen, und das scharfe Wort „Versucher" hat ihn ganz zusammengedrückt. Der Bauer Johannsen aber hat die Hände hart um das Eichenholz seines Stuhles gekrampft, und nun sieht man, daß sein Gesicht ganz kantig und grau geworden ist. Einen Augenblick noch, der aber in seiner Raschheit über ein ganzes Leben hinwegspannt, ist es still zwischen den drei Männern. Dann zerbricht die Stille jäh im heiseren Schrei des Bauern:

„Wer bist du, junger Mann, daß du so etwas mir zu sagen wagst?! Meinst du, wir Alten wissen nicht, was wir tun?! Ich zeige dir nicht nur die Tür — nein, ich werfe dich mit diesen beiden Fäusten auf die Straße, wenn du nicht gleich die Stube verläßt! Ich werde dir —"
„Aber was soll heißen so ein Aufstand, meine Herren?!" fällt der Handelsmann Baruch Eisenstein dem Bauern in die zornige Rede.
Harald aber geht schweigend aus dem Raum hinaus ins Freie, denn die Luft ist ihm in der Kehle sitzengeblieben.

Als der Basar-Besitzer aus Dünsteede bald darauf das Haus verläßt, liegt ein verfluchtes Lächeln auf seinem Gesicht. Der Bauer Johann Johannsen aber wirft drinnen die beiden Tausendmarkscheine auf den Tisch und bricht wie ein gefällter Baum zusammen.

Und nun kommt eine Zeit, die ganz schwer und ganz dunkel ist für den jungen Kämpfer aus Lüttenoog. Es spricht sich auf der ganzen Insel herum, daß Johann Johannsen in Geeldörp seine Stelle so gut verkauft hat an einen Fremden. Der Verkäufer, den man sonst kaum sah, sitzt in den Wirtschaften am hellen Nachmittag, wirft mit dem Gelde und prahlt . . . seid doch nicht so dumm, euch abzurackern! Eure Höfe sind bar Geld, und eure Sorgen kauft man euch mit ab! Seid doch nicht so dumm! Kröger, noch eine Runde Grog für alle! Die schlechten Zeiten sind gewesen . . .

Und sie jagen sich den Kopf voll von Hochmut, und saufen ihren Verstand tot und werden wild und unbändig.

Der Baruch Eisenstein kauft noch je einen Hof in Geeldörp und Lüt-

tenoog. Und es heißt, er werde noch einige Freunde mitbringen demnächst, die auch Interesse an Landbesitz hätten.
Da stehen die politischen Parteien auf, vergiften die Friesen mit Klassenhaß und mit der Pestlehre, daß ein Stand gegen den anderen anrennen müsse, wenn er nach oben kommen wolle. Und so steht ein Winter vor der Tür, der auch für die Insel Sandhörn auf Leben oder Tod der Seelen geht. Da wirft Harald den Kopf in den Nacken und folgt dem Rufe seines Blutes.
Zuerst sind es drei oder vier Jungmänner, die sich abends heimlich treffen, um das Licht einer Kerze sitzen und hinhören auf das, was der Lüttenooger ihnen vorliest. „Mein Kampf" heißt das Buch, und es hat einen heißen Atem und einen gottgnadig-starken Willen.
Bald sind es sechs und dann acht, die sich volltrinken von dem seltsamen Licht, das aus diesem Buche strömt und ihnen Mut gibt zum Glauben an die Kraft der eigenen Art und des eigenen Blutes.
Und als sie nach einiger Zeit durch sind mit der Lesung dieses Buches von Adolf Hitler, da wissen sie es, daß die Not ihres Stammes die Not des ganzen deutschen Vaterlandes ist. Sie reißen sich hoch, und Harald ist ihr Sturmführer.
Sie gehen auf schweren Wegen, denn der Spott und der Haß lauern auf Schritt und Tritt. Sie müssen Seele um Seele zurückerobern, denn es ist ganz wild geworden im Uthland, wo die Meinungen aus harten Köpfen gegeneinanderstoßen. Es kommen gute, kühne Redner herüber, die anspringen gegen die Flut der Schande und Sorge und die langsam Bresche schlagen im Gewirr der Bosheit und Niedertracht. Aber es wird noch lange dauern, bis sie den Sieg endgültig an sich reißen können. Die Schar der Kämpfer wächst, aber es vergehen auch Monate der Ungewißheit.
An einem Donnerstag im Märzmonat soll die Stelle von Johann Johannsen vor dem Gericht überschrieben werden auf den fremden Namen. Am Abend vorher haben die Männer der neuen Bewegung in Steenshövd eine große Versammlung abgehalten, auf der es furchtbar heiß hergegangen ist.
Es ist gut gewesen, daß das Wetter an diesem Abend stürmisch und naß war, so daß die Männer eilend heimgerannt sind, um nicht ganz durchnäßt zu werden. Der Wind aber ist über Nacht zum Orkan gewachsen. Die Sturmglocke von Sankt Petri hat wieder einmal ihren Hilferuf über die Insel beiern müssen, und die Männer haben heraus müssen aus den warmen Betten, hinein in den Wirbel des Wetters, das keinen Klassenunterschied macht in seiner zerstörenden Wut gegen die menschlichen Siedlungen in den vier Dörfern der Insel Sandhörn in der Nordsee.
Gegen neun Uhr früh ist es noch so dunkel, wie sonst mitten in der Nacht. Bei Geeldörp steht die See an einzelnen Stellen bis an die Häuser. Sie stürzen sich mit grimmiger Wut gegen den Hof von Johann Johannsen. Die Scheune steht mit aufgerissenem Dach, und der Südwest holt mit gierigen Fingern unter heulendem Hohnlachen

die Heubündel vom Boden und wirft sie weitweg in das klatschende Wasser. Wenn der Sturm noch tiefer greift, ist das ganze Gewese verloren.
Verdammt! schreit der Bauer und rennt durch den tosenden Sturm zu dem Nachbarn hinüber, daß er helfe, die Kinder zu bergen. Aber der hat selber zu tun, sein Hab und Gut zu retten, und so steht Johann Johannsen im jagenden Unwetter mit fliegendem Haar und entsetzten Augen, sieht sein Anwesen versinken und seine Kinder verderben, wenn nicht ein Wunder geschieht.
Und es geschieht. Geschieht aus Kameradschaft, die aufgeweckt wurde in jenen dunklen Abenden, wo junge Menschen um ein flackerndes Licht saßen und sich gesund tranken an den Gedanken und Wahrheiten, die ihnen ihr Führer aus einem Buch voll Not und Kampf vorlas ... Der Sturmtrupp springt über die Straße, kämpft sich durch das peitschende Wasser, klettert unter Lebensgefahr an der bedrohten Scheune hoch, reißt Segel über das große Loch im Dach, drängt die letzte höchste Not beiseite, holt im Zurückspringen die Kinder aus dem Hause und ist im nächsten Augenblick schon wieder verschwunden, anderswohin, wo die Gefahr am schlimmsten.
Der ganze lange Tag ist ein Wettlauf des Lebens mit dem Tode. Das Land ersäuft in der solten See, die Tiere liegen mit glasigen Augen und aufgedunsenen Leibern überall umher. In Dünsteede ist eine Frau von einem herabstürzenden Balken erschlagen worden; in Lüttenoog sind drei Häuser abgedeckt.
Der Stellenaufkäufer Baruch Eisenstein ist mit seinem Auto umgekehrt, als er die weißen Wellenköpfe über den Damm hinwegschlagen sah. Und als er nach telephonischem Anruf nach drei Tagen doch noch herüberkam nach Sandhörn und zum Amtsrichter ging, um die Stelle überschreiben zu lassen, da mußte er hören, daß der Bauer Johann Johannsen vom Verkauf zurückgetreten sei. Und wer zahlt mir zurück meine zweitausend Mark? Hat der Baruch Eisenstein geschrien. Hier sind sie, hat der Bauer geantwortet, ohne zu sagen, daß die Summe zusammengekommen ist durch eine eilige Sammlung bei allen Bauern. „Der deutschen Zwietracht mitten ins Herz!" — dieses stolze Wort Florian Geyers hat auf einem Zettel gestanden, der zwischen den Geldscheinen gelegen, die der fremde Mann von der Insel mit hinübergenommen hat auf das Festland.

Tageslosung: Helden des Alltags



Arbeit heißt Kultur schaffen. Arbeiter, Soldat und Künstler sind letzten Endes ein und dasselbe. Sie sind bedingt durch die Rasse, durch die Harmonie ihres Blutes.

Dr. Robert Ley

Bei Ausbruch des Weltkrieges stellte sich das ganze deutsche Volk geschlossen zum Kampf. Hatte auch der Marxismus äußerlich viele deutsche Volksgenossen in seinen Gewerkschaften und seiner Partei versammelt, innerlich war das Volk deutsch geblieben. Alle internationalen Parolen des Marxismus verloren ihre Macht. In allen Deutschen, im Arbeiter der Faust ebenso wie im Arbeiter der Stirn war derselbe Wille zur Verteidigung Deutschlands lebendig. Dieser Wille kam aus der Einheit des gleichen Blutes. Im Weltkrieg stand der Arbeiter und Bauer ebenso wie der Gelehrte und Student seinen Mann im heldenhaften Einsatz.

Ebenso aber wie der Weltkrieg den Einsatz jedes Mannes verlangte, so verlangt auch der Alltag mit seinem Arbeitskampf den vollen Einsatz des einzelnen. Der Pilot am Steuer seines Flugzeuges, der Fahrer auf dem Sitz seines Kraftwagens, der Arbeiter am Hochofen oder in der Schmiede, der Bergmann in der Grube, der Bauer hinter dem Pflug oder an der Dreschmaschine, der Ingenieur beim Bau der Brücke oder des Werkes, der Chemiker im Laboratorium, sie alle setzen täglich ihre Kraft und ihren Mut und oft genug auch ihr Leben auf dem Kampfplatz der Arbeit ein. Sie alle arbeiten an einem großen Werk für das Gesamtwohl des Volkes. Der Arbeiter der Faust ist genau so einsatzbereit wie der Arbeiter der Stirn. Diese gleiche Einsatzbereitschaft, die den großen Aufgaben der Nation dient, kommt aus dem gleichen Blut. Dieses gleiche Blut verbindet das deutsche Volk immer wieder, besonders in Zeiten der Not und Gefahr, zu einer Einheit und läßt es zu einer Tatgemeinschaft werden. An der von vielfachen Gefahren bedrohten Arbeit des deutschen Arbeiters der Stirn und der Faust aber sehen wir, daß es nicht nur ein Heldentum des Schützengrabens, sondern auch ein solches des Alltags gibt.

Leeres Land zu beiden Seiten des Stromes, von Ost und West kommt je ein Bahndamm aus der Ferne; sie verbinden sich mit den Betonbrückenköpfen und gehen in straffgegitterte Eisenverstrebungen über. Nach hundert Metern brechen die eisernen Bögen jäh ab: zwischen den gemauerten Betonpfeilern gähnen mehr als hundert Meter Leere; das mittlere Drittel der Brücke fehlt noch.
Dieses Mittelstück fehlt nur im Zusammenhang: es ist da. Drüben am Rand des Stromes liegt es aufgebaut. Die fertiggenieteten Eisenmassen ruhen auf miteinander verbundenen Kähnen, die bis an den Rand im Strom liegen. Die Kähne sind soweit mit Wasser gefüllt, daß sie gerade schwebend die Brücke halten.
Es ist morgens vor acht Uhr. Die Arbeiter, Zimmerleute, Nietkolonnen und Helfer sitzen auf den Trägern; sie warten auf das Regierungsschiff, daß die Herren von der Strombauverwaltung und die Ingenieure aus der Fabrik heranbringt. Heute ist die Durchfahrt auf dem ganzen Strom gesperrt. Schleppzüge ankern in respektvoller Entfernung. Da, punkt acht Uhr, schwenkt das weiße Schiff heran, der Bauleiter steigt in ein Motorboot und fährt zu den Arbeitern an das Mittelstück heran. Alle sind aufgestanden, drängen im Halbkreis vor, der Bauleiter reißt den Hut vom Kopf und ruft hinüber: „Guten Morgen, Arbeitskameraden! Der Tag und die Stunde sind gekommen, heute wird die Brücke zusammengefahren. Die Umstände zwangen uns, diese Brücke in drei Teilen gleichmäßig auszuführen. Der mittlere, an dem wir jetzt stehen, wird eingeschwommen werden. Eure Vorarbeiter haben es euch erklärt. Die Schlepper fahren die Kähne mit dem Zwischenstück in die Lücke der Seitenteile. Dann werden die Pumpen das Wasser aus den Kähnen schmeißen, diese steigen und heben die Brückenmitte hoch. Sobald diese mit den Seitenteilen gleichsteht, werden die euch bekannten Verbindungsmittel eingesetzt; jeder muß auf seinem Posten seine angewiesene Arbeit tun. Kameraden! Auf diese wenigen Stunden kommt es an — seid aufmerksam und hört, was befohlen wird! Glück auf! Die deutsche Arbeit hoch!"
„Hoch!" rufen die Brückenbauer und schwenken dazu die Mützen.
Jetzt kommt der große Signalpfiff.
Das Motorboot schnurrt davon, zu den Schleppern, der Pfiff gellt, die Arbeitsschiffe tuten Antwort. Unendlich langsam ziehen sie an, man merkt es kaum, wie sie vom Land loskommen; als sie mit der Strömung abwärts zu treiben scheinen, geben sie Volldampf. Langsam gegen den Strom schwimmt nun der großmächtige Bau. Langsam schiebt er sich vor; es dauert über zwei Stunden. Endlich steht die Mitte genau in der offenen Lücke. Die Brückenbauer sehen hinunter. Als die Oberkanten der steigenden Mitte an die Unterkanten der Seitenteile anstoßen, da erzittert für einen Augenblick das ganze Eisengebäude. Die Gleitplatten sind gut mit schwarzer Seife und dickem Öl beschmiert, es genügt ein gewaltiger Hebeldruck von zehn Mann am Knippbaum, und die ungeheure Last der vielen tausend Tonnen gleitet in die vorgeschriebene Bahn, steigt langsam aufwärts. Mit dem linken Arm

um die Träger eingekrallt, biegen die Brückenbauer sich tief und weit vor, um ja den ersten Augenblick des Näherkommens nicht zu verpassen. Auf einmal müssen sie den Arm vor die Augen pressen. Staub und Rost fegt von den Trägern hinab. Da erst merken sie, daß ein Wind aufgekommen ist. Der erste Stoß ist nun vorüber, sie sehen in die Ferne, gelbe Wolken am Horizont, Gewitterwind! In heulenden Stößen fegt er um sie hin, immer wieder fliegt der Dreck von den Trägern in die weitaufgerissenen Augen; trotzdem müssen sie auf die mit Rotmennig und Bleiweiß kenntlich gemachten, weithin leuchtenden Verbindungslöcher sehen. Den Stahlpinn in der rechten Faust, mit dem linken Arm in die Winkel festgeklammert, erwarten sie das Aufkommen dieser Löcher.

Was nützt es nun, daß alles so klar ausgedacht und berechnet, alles vorher erklärt und besprochen worden ist! Wer kann wissen, wieviel Gewalt der Wind auf die Träger, Schiffe und Wasserflächen, in Tonnen berechnet, ausübt! Nein, der Wind konnte nicht eingerechnet werden. Dieser unsichtbare Feind versucht jetzt, die harten Hände und den härteren Geist zu verwirren.

Sie sehen die Brücke höher und höher steigen, fühlen schon das Schwanken und schieben dem Wind die Schuld zu. Sie dürfen keinen Augenblick die Löcher aus den Augen lassen und doch können sie nicht anders — einen Augenblick müssen sie sie hinuntertun, auf das Wasser, auf die Schiffe, um zu sehen, ob der Rhein schon in Wellen zu schlagen beginnt. Der erste Vorarbeiter Welters sitzt nun oben auf dem Brückenbogen, wohin ihn der Ingenieur befohlen hat — fünfzehn, zwanzig Meter über dem Wasser. Er muß nach rechts sehen und nach links, nach vorn und hinten, auf die Träger, auf die Leute, auf die Schiffe und die Taue. Die meiste Arbeit hat er mit den Schleppern, die ungleichmäßig ziehen. Er gibt Signalpfiffe, die Schlepper tuten Antwort; das Schwanken muß jetzt aufhören oder — es liegt nicht an den Schleppern, es liegt an dem verdammten Sturm; eine hundert Meter lange Brücke, zwanzig Meter breit, und die sollte von einem unsichtbaren Gegner, dem Wind, beherrscht werden?

Welters Geist gerät in eine unerträgliche Spannung, er vergißt sich selber, ist hingerissen von dem stummen und erbitterten Kampf. Er macht dies ja schon zum fünften Male; doch jetzt ist es etwas ganz anderes. Der Wind ist zum Sturm geworden. Bis jetzt steht alles gut. Eine Stunde noch, dann wird die Brücke auf gleicher Höhe stehen, dann können die Hilfsträger untergeschoben, die Schrauben ins Loch gesteckt werden, dann kann kommen was will, Erdbeben und Weltuntergang, unsere Brücke, die wird stehen!

Oder sie stürzt, reißt alle Mann auf den Kähnen und Trägern mit hinunter in den Strom. Da gibts keine Rettung und kein Halten — was nicht erschlagen wird, das ersäuft, Mann und Meister, Techniker und Ingenieur, rettungslos sind Werk und Mensch miteinander verbunden. Das Schicksal der Brücke ist Menschenschicksal geworden.

Mehr als hundert Mann wachsen in diesen Minuten der Spannung zu einem einzigen Arbeiterblock, der nur noch zusammen denkt, zusammen handelt. Da glühen die Gedanken aus den Hirnen in brennender Stichflamme von einem zum andern, sich selbst unbewußt: die Brücke, die Brücke!

Noch eine Stunde? Eine halbe Stunde?

Welters kniet auf dem höchsten Punkt des Bogens, hängt, späht wie ein Raubvogel, mit gerecktem Hals über die Kante; er steht auf, geht wie ein Kapitän auf der Kommandobrücke übers Gerüst. Es wird ihm bewußt, daß er auch gar nichts mehr tun kann. Er muß warten! Warten! Sehen, ob alles gut geht. Unten puffen die Dampfmaschinen der Pumpen, die Wasserströme klatschen, von allen Seiten fliegen Fetzen Geräusche: die Eisenträger reiben aneinander, sie scheuern mit kreischendem Schreien, dann rubbert dumpf, sprungweise, weiß der Teufel was, dann knallt und schrammt ein Stahlseil. Welter spuckt vor Wut auf die Pumpen herunter, weil die nicht schneller machen können. Brücke, verdammte Brücke! Bums, lange hat sich der Träger geklemmt, jetzt macht er wieder einen Hubs nach oben — der Vorarbeiter spannt von neuem auf die Pumpen, auf die Kameraden, auf die Löcher. Unerträglich langsam geht das voran. Warten, warten, Warten!

Der Wind saust, der Dreck fliegt. Er muß die Augen zukneifen. Noch fünfundzwanzig Minuten, noch zwanzig Minuten?

Tatloses Warten! Warten hier oben auf dem Träger, warten Minute um Minute. Das Herz beginnt zu pochen, das Blut klopft in den Schläfen. Welter denkt, es ist wie vor zwanzig Jahren: diese Brücke ist ein Schlachtfeld, hier wird gesiegt — oder gestorben! Hier bewähren wir uns, bewährt sich das Werk, oder wir werden zu Schrott, vernichtet! — Er hört Hammerschläge, die wie Schüsse peitschen, Zahnräder knattern wie Maschinengewehre, dazwischen Kommandoschallen und gellende Signalpfiffe. Welter denkt an die Worte des Ingenieurs: Alles oder nichts. Sieg oder Niederlage. So ist die Brücke das Schlachtfeld der Arbeit geworden. Soldaten sind die Arbeiter, die um ihr Leben und das Leben des Ganzen kämpfen. „Soldat Welters!" so redet er sich selber an, „du stehst hier, General über der Arbeitsschlacht, aber ändern kannst du auch nichts am Verlauf, du kannst nur dein Leben, eingesetzt in das Werk, mit dem Leben der Kameraden verbinden! Du kannst nur mit ihnen siegen — oder mit ihnen untergehn!" Es ist ihm, als säße er gar nicht mehr hier oben auf dem Träger, als schwebe er, getragen von der Verantwortung und dem Vertrauen.

Es ist ihm, als fühlte er zum erstenmal die wunderbare Harmonie aller schaffenden Kräfte. Die Einheit aller Arbeit: Werk und Mensch!

Er sieht alles, was zu sehen nötig ist, ordnet in seinem Kopf das Bild des ganzen Bauwerks: Die Brücke! Die Brücke!

Es ist schwer, so still zu stehen in dem kreischenden Krachen, Stoßen, Heben. Indessen ist die östliche Seite hochgekommen; es gibt furcht-

bare Stöße, wenn ein Träger sich klemmt. Schläge, die die ganze Brücke erschüttern, wenn der steigende Druck mit einem Ruck das Ganze höher stößt. Das westliche Pumpwerk scheint nicht recht mitzukommen; dort hängt die Brücke tiefer. Die östlichen Pumpen müssen zeitweilig aussetzen. Er hört durch den Sturm hin das Knirschen der Träger, fühlt das Vibrieren des rutschenden Eisens. Jetzt glaubt er zu sehen, wie ein Schlepper nachläßt — er sieht die Brücke aus der Richtung zurückgehen, wieder vorwärtsschwanken, sieht die Nieter verzweifelt mit den Pinnen nach den Löchern fuchteln, hört Flüche, Kommandogebrüll; mit schrillem Geschrei rattern die Kranwinden an, die den letzten Ausgleich mit Anziehen und Loslassen geben müssen. Noch ein paar Minuten, dann muß die gleiche Höhe hergestellt sein, dann müssen die Mitten vollkommen parallel stehen; er sieht die Nieter, wie sie am unteren Träger die Löcher gepackt haben; wie sie mit den großen Dornen voranstoßen. Noch ein paar Sekunden, dann werden die Winden oben anziehen und die paar Zoll herüberholen, die noch an der Senkrechte fehlen.

Warten! Minuten! Sekunden!

Da! Krachen, Brechen, die Brücke wird von einem gewaltigen Stoß erschüttert, Pfiffe von unten durch die heulenden Windwirbel, leise knirschendes Poltern, das zum donnernden Tosen anwächst. Ein zweiter Stoß nun . . . dann Ruhe. Über ihm klingen die Stahltrossen, heulen wie geschlagen auf, die Kranwinden ziehen an. Sie schaffen es, Zoll um Zoll ziehen sie die Mitte herüber, ins Senkrechte, damit Loch auf Loch steht.

Da — mit ungeheurem Sausen zerspringt eine Stahltrosse und klatscht in die Konstruktion, wie ein Schuß saust die zweite hin, wie ein zischender Granatsplitter fegt die dritte über ihm her. Die Brücke — wahrhaftig, sie tut einen Sprung, hopst hoch und setzt mit einem gewaltigen Schlag auf. — Eine Sekunde, zwei, drei, vier! Saust sie jetzt noch nicht ab? — Entweder — oder — fünf, sechs, sieben — er hört mit Zählen auf, zählt weiter, zwanzig Sekunden, dreißig! Stürzt sie nicht weiter? Sitzt sie auf? Er sieht unter sich die Kolonnen hantieren, abgelaufene Rollen, Taue, Balken poltern ab; er sieht die Holzkreuzlager auf dem Wasser treiben, die Schlepper vorandampfen: die Brücke steht!

Tageslosung: Gegen den Weltfeind



Das Reich ist gesichert und geschützt; der rote Ansturm aus dem Osten wird an den Wellen des Nationalsozialismus abprallen. Adolf Hitler

Aus dem Geist der Frontkameradschaft entstand die NSDAP. Ihr gelang es, im Kampf um den deutschen Menschen und die Sicherung und Wiederherstellung der Ehre und Freiheit des Deutschen Reiches den alten Widersacher, den Weltbolschewismus, im Innern niederzuringen. Arbeiter, Bauern und Soldaten stehen heute in einer geschlossenen Front zum großen Abwehrkampf bereit. In diesem Kampf wird jeder an seiner Stelle seine Pflicht erfüllen.

So wie die NSDAP den Weltfeind im Innern bezwang, so steht heute die gesamte deutsche Nation bereit, unter einem Führer und unter einer Fahne alles einzusetzen für das Leben und die Zukunft des Dritten Reiches. Das Beispiel des Kampfes gegen den Bolschewismus im Innern steht uns vor Augen. Voll Zuversicht, Vertrauen auf unsere eigene Kraft und den Führer harren wir seiner Befehle. Er wird uns in seinem unerbittlichen Kampf und Zukunftswillen den rechten Weg führen — heute wie damals.

Tausend trauernde Kameraden stehen auf dem Friedhof, wo Grab neben Grab liegt, als die Kränze sich türmen, die umflorten Fahnen aufleuchten, da tritt Hans Suren an die Spitze seines Sturmes, offen und frei, allen sichtlich.

Und da ist es wie ein Wunder mit den harten Männern. Aus der Verzweiflung erwächst ihnen der Glaube durch die Tat, die vor ihnen sichtbar geworden ist.

Hans Suren setzt Leben und Freiheit auf das Spiel, als er den Sturm nach Hause führt. Aber wäre es nichts als dies, er hat dadurch einer Kameradschaft den Sinn ihres Kampfes wiedergeschenkt.

Nun bleibt er bei ihr, komme was soll!

Er wird den Schwur, den er an dem Grabe getan, erfüllen.

Er setzt Terror gegen Terror.

An der Spitze seines Sturmes stößt Hans Suren in die roten Mörderhöhlen vor. Vergeltung ist die Parole. Dieser Bezirk, um den der tote Kamerad gekämpft und geblutet hat, muß und soll erobert werden! Das ist das Ziel.

Das feige Gesindel ist in seinen Verstecken nicht mehr sicher. Die SA zertrümmert sie in überraschenden, wohlüberlegten Angriffen. Und wenn unter zersplitterndem Glas und krachendem Holz die Schläge in die entsetzten Gesichter klatschen, springt über sie der Schrei: Das ist für den Mord an unserem Kameraden!

Da zittert der Gegner und erkennt voll ohnmächtiger Wut, daß der verhaßte Sturmführer zurückgekommen ist.

Es ist Sinn der vielzähligen Opfer in Qual, Blut und Not, in Kerkern und hinter Gittern, in Krankenhäusern und Spitälern, zerschlagener, zerschossener und zerstochener Männer, der Gefangenen und der Verwundeten und der Toten in einsamen Gräbern.

Sie mahnen:

„Gebt ihm, für den wir litten, die Macht!"

Es ist Gebet von Millionen deutscher Männer und Frauen aus tiefster Not. Auf den Feldern die Ernte verpfändet, Fabriken verödet, Läden geschlossen, Maschinen versteigert, Bauern vertrieben vom Hof, Sparer beraubt, Existenzen vernichtet, die Männer ohne Arbeit, die Frauen ohne Brot, Kinder ohne Zukunft, ein ganzes Volk vor dem Hunger!

Es bittet:

„Gebt ihm, der allein uns retten kann, die Macht!"

Das ist Forderung der Armee der Freiheit.

Sie steht bereit, endlos die braunen Kolonnen, rot flattern die Sturmfahnen über ihnen, die Adler blitzen von den Standarten, Trommeln wirbeln, Fanfaren gellen, sie marschiert!

Und Marschtritt, Trommelwirbel, Fanfaren, Fahnen, Standarten, Leiber, Gesichter und Fäuste sind ein eherner Wille:

Unserem Führer die Macht!

Rot wie Blut hängen die schreienden Fetzen von der Zentrale des Bolschewismus.

Der Marxismus rast, geifert und tobt.

Flugschriften hetzen zum Aufstand, Sprechchöre rufen zum Kampf auf die Straßen. Mitten ins Herz traf den Kommunismus der Stoß.

Ohnmächtig erstirbt sein Geschrei unter dem brausenden Lied. Es schwingt sich über die Dächer und klingt durch die Gassen, weiter und weiter getragen, aufgenommen von Mund zu Mund, jubelnd und siegesgewiß:

„Die Knechtschaft dauert nur noch kurze Zeit!"

Der letzte Mißklang erstickt in dem mächtigen Singen, das den Abschaum in die Löcher zurückjagt. Es gellt in ihren Ohren Strafgericht, und sie müssen es hören:

„Kam'raden, die Rot-Front und Reaktion erschossen,
Marschier'n im Geist in uns'ren Reihen mit!"

 So siegt der Tote an diesem Tage.

Nationalsozialismus oder Bolschewismus?!

Da ist die Entscheidung leicht; denn es hat sich erwiesen, daß der Nationalsozialismus der Stärkere ist. Schon ist der Marxismus geschlagen. Hitler gehört die Zukunft.

Jetzt muß die erlösende Tat geschehen, die das Reich in seine Hände legt. Tage vergehen in unsichtbarer Spannung.

Ruhig steht die SA.

Ungeheuer ist ihr Vertrauen zu dem Führer.

Alle Unruhe, alles Drängen und Zweifeln ist von ihr abgefallen. Tröstlich liegt ihr Schicksal in seiner Hand.

Er wird sie rufen.

Und dann ist ein Januartag.

Da liegt die Sonne über der Stadt, und sie liegt über dem ganzen weiten Land.

Aber was ist an dem Tage? Die Menschen gehen durch die Straßen wie immer, und es ist nichts, das Besonderes wäre!

Und doch ist es geschehen!

Traum, Hoffnung und Wille des Volkes ist Tat!

Es ist Wahrheit:

Hitler ist Kanzler.

Zehntausende rasen am Rande der Straße und erdrücken sie fast in begeistertem Jubel. Sie schreien und winken, schwenken mit Fahnen und grüßen mit Blumen, sie weinen und lachen in glücklichem Taumel.

Und so geht es durch die endlose Straße, in der sich Hunderttausende drängen.

Da zuckt durch die ernsten marschierenden Männer in all der Freude ein kurzer Gedanke:

„Hättet ihr alle, die ihr jetzt hier jubelt, ein wenig mehr Glauben gehabt, wäre es leichter gewesen!"

Und Bitternis um manch toten Kameraden tropft in die Herzen. Hans Suren denkt an den Toten des Sturmes, der vor wenigen Monaten fiel. Heute jubeln die vielen dem Erfolge zu, wie wenige wissen um das Opfer, das dazu nötig war.

Doch die opfern können, wachsen über die Masse hinaus. Sie haben gesiegt, und die anderen neigen sich vor den Fahnen, die ihre Namen tragen.

Sie jubeln empor: Ihr Führer!

Das ist er, wie sie ihn kennen, wie er ihnen gehört und wie sie ihn lieben. Er grüßt sie. Und dieser Augenblick ist ihnen unvergänglich. Er leuchtet in ihnen und kann nie erlöschen. Das Bild steht auf ewig vor ihren Augen. Dieser Mann in dem großen, erleuchteten Fenster.

Daneben versinkt das jubelnde Volk und wird verschwimmender Hintergrund wie die Straße, das Licht und die Schatten.

Mechanisch stampfen und schlagen die Schritte.

Sie sind vorbei.

Das größte Erlebnis ruht in ihren Herzen.

Sie sind wie betäubt und können es noch nicht ganz fassen.

Es ist geschehen, wie sie es träumten.

Aufgewühlt sind sie bis in das Innerste.

Der Weg in die Zukunft ist offen.

Flackernd verglühen die Fackeln, der Jubel verklingt in der Ferne, sie aber marschieren singend durch die schlafenden Straßen.

Ihnen gehört jetzt die Stadt und das ganze Land, Deutschland!

Aber ist denn das so?

Hitler ist Kanzler.

Das ist ein Schlag für die Feinde des Landes, der sie trifft, doch sie sind nicht vernichtet. Und in dieser Stunde, da der beste und größte Teil des ganzen Volkes die Wende erahnt und aus ihr seine Hoffnung erblüht, sind sie am Werk, das Reich zu zerstören.

Sie säen Haß zwischen den Ländern, den Ständen und Konfessionen, sie wollen Verrat; einen Riß durch das Land zwischen Norden und Süden! Noch lebt in den Städten der Marxismus. Er ist die Hoffnung aller Verräter. Er sinnt auf den letzten, verzweifelten Schlag: Bewaffneter Aufstand!

Haß und Wut speit der Kommunismus. Neidvoll erkennt er den leuchtenden Aufstieg der braunen Kolonnen. Zerrt sie herab! Einen Schlag ins Gesicht dem neuen Deutschland! Das ist die Parole. In finsteren Kneipen sitzen sie brütend und sinnen auf Rache.

Ihr letzter verzweifelter Weg ist die Gewalt. Sie wagen den Kampf. Feuer flammt auf in der Stadt. Der Reichstag brennt! Rot glüht die Kuppel gegen den nächtlichen Himmel. Überall im Lande sind Waffen, Patronen und Dynamit. Verzweifelte Banden, zum Letzten entschlossen, versuchen den Einsatz.

Ist ihnen der brennende Reichstag Signal?

Glauben sie noch, das Proletariat zum bewaffneten Aufstand aufputschen zu können?

Vergeblich die Hoffnung. Voll Abscheu wendet sich das Volk von dieser Tat. Sie richtet den Marxismus im Lande.

„Hitler!" heißt die Parole, und sie bedeutet Ordnung und Arbeit.

Das ganze Deutschland will es jetzt so.

Es fordert: Schluß mit dem Terror!

Die Wahl bekundet das Vertrauen der Nation zu dem Führer. Sie gibt ihm alle Macht in die Hand:

„Vernichte die Saboteure! Beginne mit dem Aufbau!"

Das neue Reich ist ihr Wille.

Es ist soweit.

Hitler schlägt zu.

Die SA ist sein Schwert.

Sie vollstreckt seinen Willen, der jetzt der Wunsch des ganzen Volkes ist. Sie hat eine alte Rechnung mit dem Bolschewismus zu begleichen. Aber sie handelt streng nach dem Befehl.

Ihr Schlag trifft nur die Feinde, die auch jetzt noch die Arbeit des neuen Reiches stören wollen. Sie müssen lernen, den Willen der Nation zu achten.

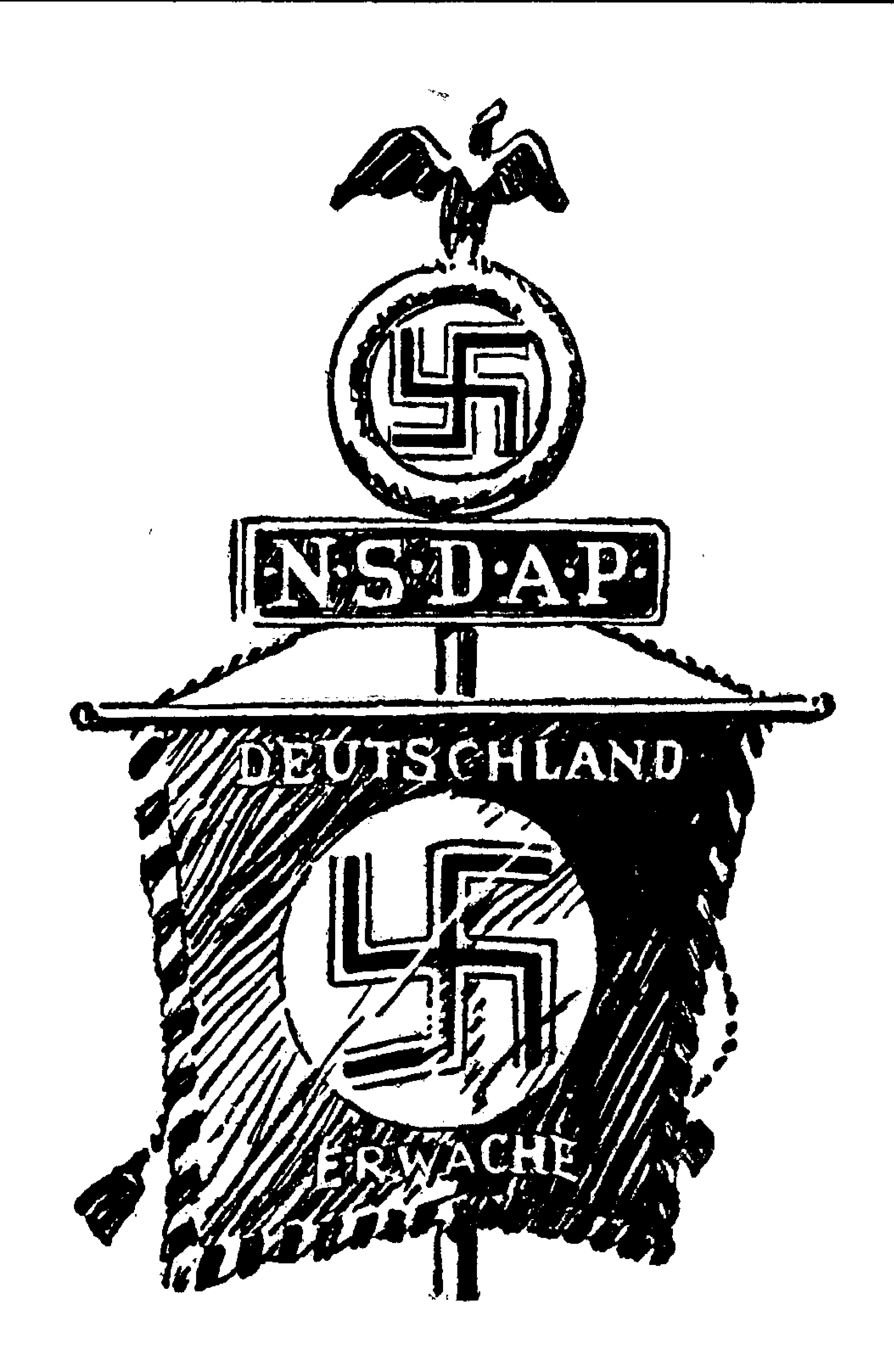
Groß war die Geduld des Führers.

Sie nahmen sie als Schwäche.

Aber sie haben sich getäuscht.

Jetzt trifft sie der Schlag. Sie werden mit ihrer Hände Arbeit dienen müssen. Man wird sie zwingen, am Aufbau dieses Landes zu helfen, nachdem sie ein Jahrzehnt nur zu seiner Vernichtung beigetragen haben.

Tageslosung: Der Führer



IN DIESEM ZEICHEN WERDEN WIR SIEGEN!

Das ist an ihm das Größte: Daß er nicht nur unser Führer ist und vieler Held, sondern er selber: gerade, fest und schlicht, daß in ihm ruhn die Wurzeln unserer Welt, und seine Seele an die Sterne strich, und er doch Mensch blieb, so wie du und ich

Baldur von Schirach

Der Ring unserer Tageslosungen kann sich nur schließen im Hinblick auf den Führer. Der Glaube an Deutschland führte ihn in die Reihen der Feldgrauen. Aus dem Erlebnis des Weltkrieges schöpfte er die Kraft, als unbekannter Soldat Politiker zu werden und das Schicksal des deutschen Volkes in seine Hand zu nehmen. Er hat uns Ziel und Weg gewiesen, er, der Führer der NSDAP ist nun der Führer des deutschen Volkes. Die Programmpunkte der NSDAP sind die Kampfparolen des neuen Deutschland geworden.

In Adolf Hitler sehen wir heute den alleinigen Führer im Kampf gegen den Weltbolschewismus. Er wird Europa und damit die ganze Welt vor dem ihr durch den Bolschewismus drohenden Untergang retten. Wir geloben ihm, seinem Aufruf jederzeit zu folgen, wenn einmal die Stunde kommen sollte, da der alte Widersacher unter seinem Zeichen gegen uns antreten wird und wir in unserem Zeichen siegen werden.

Seine Worte, die er uns auf dem Parteitag der Ehre zurief, sind uns Befehl und Marschrichtung:

Der Führer:

In euch ist eine neue Jugend entstanden, erfüllt von anderen Idealen als die Jugend meiner Zeit, erfüllt von einem heiligeren Glauben als die Generation vor uns. Es ist eine neue Jugend gekommen mit anderen Auffassungen, mit anderen Vorstellungen von der Schönheit der Jugend, von der Kraft der Jugend. Ich sehe sie noch vor meinen Augen, die Jugend der Vergangenheit. Sie glaubte stark zu sein nur im Genuß. Sie glaubte, ihr Nationalgefühl zu betonen nur in der Phrase, jene Jugend, in der der junge Mann damals vermeinte, Vorbild seines Volkes zu werden durch ein möglichst großes Quantum von Alkohol. Nein, meine jungen Freunde! Da wächst heute bei uns doch ein herrlicheres Geschlecht heran! Ihr seid ein schöneres Bild, als die Vergangenheit es uns geboten, ja gelehrt hat. Ein neuer Schönheitstyp ist entstanden. Nicht mehr der korpulente Bierphilister, sondern der schlanke, ranke Junge ist das Vorbild unserer Zeit, der fest mit gespreizten

Beinen auf dieser Erde steht, gesund ist an seinem Leib und gesund ist an seiner Seele. Und so wächst neben euch Jungen auch heran das deutsche Mädchen.

Vielleicht ist das das größte Wunder unserer Zeit: Bauten entstehen, Fabriken werden gegründet, Straßen werden gezogen, Bahnhöfe errichtet, aber über all dem wächst ein neuer deutscher Mensch heran! Wenn ich euch, erfüllt vom glücklichsten Empfinden, ansehe, wenn ich eure Blicke finde, dann weiß ich: Mein Lebenskampf ist nicht umsonst gekämpft, das Werk ist nicht umsonst getan! Mit dieser Fahne und in seinen jungen Trägern wird es weiterleben, und eine würdige Generation wird einst für eure Ablösung bereitstehen.

Ihr werdet Männer sein, wie die große Generation des Krieges es war. Ihr werdet tapfer und mutig sein, wie eure älteren Brüder und eure Väter es gewesen sind. Ihr werdet treu sein, wie jemals Deutsche treu sein konnten. Ihr werdet das Vaterland aber mit ganz anderen Augen sehen als wie wir es leider einst sehen mußten. Ihr werdet eine andere Hingabe kennen an das ewige Reich und an das ewige Volk.

Fünf Jahre sind nun vergangen, seit euer Führer, mein alter Parteigenosse Schirach, der selbst aus der Jugend kam, eure Bildung und Formung übernommen hat. Damals ein schwacher, kleiner Anfang, heute schon eine wundersame Erfüllung! Das soll uns Mahnung und Beruhigung sein für die Zukunft: Wenn wir in fünf Jahren dieses Wunder erreichen konnten, dann werden die kommenden fünf, zehn, zwanzig und hundert Jahre dieses Wunder erst recht erhärten!

Generation um Generation wird sich ablösen in den Aufgaben und in der Erfüllung, und immer wieder wird hier in dieser Stadt eine neue Jugend antreten. Sie wird immer stärker, immer kraftvoller und immer gesünder sein und den lebenden Geschlechtern immer größere Hoffnung geben für die Zukunft. Auf diese Zukunft wollen wir unsere gemeinsamen Wünsche vereinen, sie soll unserem Volk Glück und Segen bringen, soll es leben lassen und alle die zum Scheitern bringen, die an diesem Leben rütteln wollen.

Um uns ist heute eine bewegte Zeit. Aber wir klagen nicht. Zu kämpfen sind wir gewohnt, denn aus dem Kampf sind wir gekommen. Wir wollen die Füße fest in unsere Erde stemmen, und wir werden keinem Ansturm erliegen. Und ihr werdet neben mir stehen, wenn diese Stunde jemals kommen sollte! Ihr werdet vor mir stehen, zur Seite und hinter mir, und werdet unsere Fahnen hochhalten! Dann mag unser alter Widersacher versuchen, gegen uns anzutreten und sich wieder zu erheben. Er mag sein Sowjetzeichen vor sich hertragen — wir aber werden in unserem Zeichen wieder siegen!

Der Schutz des Reiches ist seine neue Wehrmacht. Die Worte des Führers stellen die Aufgabe, die auch wir freudig auf uns nehmen, wenn Jahr für Jahr Hitlerjungen in alle Regimenter einrücken, um nach dem Arbeitsdienst in Heer, Marine und Luftwaffe zu dienen.

Der Führer:

Deshalb, meine Soldaten, seid ihr von der Nation gerufen worden! Um Wache zu stehen vor unserer Arbeit! Wache zu stehen vor unserem Volk! Wache zu stehen vor unserem Deutschland! Wenn ich euch so vor mir sehe, dann fühle ich und ich weiß es, daß diese Wache allen Gefahren und allen Drohungen gegenüber standhalten wird.

Der Deutsche war stets ein guter Soldat. Das Heer, aus dem ihr gewachsen seid, trägt die stolzeste Überlieferung aller Zeiten. Wenn Deutschland einst zerbrach, dann war das die Folge seines inneren politischen Zerbrechens.

Heute steht die Nation so gerade ausgerichtet, wie ihr, meine jungen Kameraden, hier vor mir steht. Deutschland ist heute wieder seiner Soldaten würdig, und ihr, das weiß ich, werdet dieses Reiches würdige Soldaten sein!

Wir bilden im Volk, in Partei und Wehrmacht eine unlösbar verschworene Gemeinschaft!

Es mögen Zeiten kommen, die ernst sind. Sie werden uns niemals schwankend, niemals mutlos und niemals feige antreffen!

Denn wir alle wissen: das Himmelreich erringen keine Halben! Die Freiheit bewahren keine Feigen! Und die Zukunft gehört nur den Mutigen allein!

Vor seinen alten Kameraden der SA, SS und des NSKK spricht der Führer noch einmal mit starker Betonung seinen Willen aus, den Kampf gegen den Weltfeind aufzunehmen, wenn er uns dazu zwingen will, und diesen Kampf zu gewinnen. Die alte Garde der Bewegung, die Jugend und Wehrmacht, das ganze Volk erhält so seine Kampfparolen und ist bereit, dem Führer zu folgen.

Der Führer:

Ich weiß es: Ich habe kein vergeblich Werk gebaut. Es wird feststehen und hineinragen in fernste Zeiten.

Und so stehen wir auch heute in treuer Wacht in unserem Volk und für unser Volk. Jeder von euch begreift die Zeichen der Zeit. Unser alter Widersacher, dem wir so entgegengetreten sind, den wir zu Paaren getrieben und nieder-

gezwungen haben, gegen tausendfache Übermacht besiegten, er versucht — nicht bei uns, aber um uns — sich zu regen, und er hält drohend die Faust auch gegen uns.

Ich will an dieser Stelle angesichts von euch, meinen alten und jungen Streitern, es aussprechen: Man soll sich in uns nicht täuschen! Wir sind bereit zu jeder Stunde!

Ich glaube, ich kann vor euch, die ihr so viele alte Frontkämpfer seid, es mit mehr Recht als vor irgendeinem anderen Forum aussprechen: wir wollen nur den Frieden, denn wir haben den Krieg kennengelernt! Wir wollen den Völkern um uns gern die Hand geben, wir wollen mit ihnen zusammenarbeiten, wir haben keine Feindschaft und empfinden keinen Haß gegen sie. Niemals aber wird Deutschland bolschewistisch werden.


·NSDAP·

Fröhliches und Heiteres

Anno 1806

In einem bei Jena liegenden Dorf erzählte mir auf einer Reise nach Frankfurt der Gastwirt, daß sich mehrere Stunden nach der Schlacht, um die Zeit, da das Dorf schon ganz von der Armee des Prinzen von Hohenlohe verlassen und von Franzosen, die es für besetzt gehalten, umringt gewesen wäre, ein einzelner preußischer Reiter darin gezeigt hätte, und versicherte mir, daß, wenn alle Soldaten, die an diesem Tage mitgefochten, so tapfer gewesen wären wie dieser, die Franzosen hätten geschlagen werden müssen, wären sie auch noch dreimal stärker gewesen, als sie in der Tat waren. Dieser Kerl, sprach der Wirt, sprengte, ganz von Staub bedeckt, vor meinen Gasthof und rief: Herr Wirt! und, da ich frage: was gibt's? — Ein Glas Branntewein! antwortet er, indem er sein Schwert in die Scheide wirft: mich dürstet! Gott im Himmel! sag' ich, will er machen, Freund, daß er wegkömmt? Die Franzosen sind ja dicht vor dem Dorf! — Ei was! spricht er, indem er dem Pferde den Zügel über den Hals legt: ich habe den ganzen Tag nichts genossen. — Nun er ist, glaub' ich, vom Satan besessen. He, Liese, rief ich, und schaff' ihm eine Flasche Danziger herbei und sage: Da! und will ihm die ganze Flasche in die Hand drücken, damit er nur reite. Ach was! spricht er, indem er die Flasche wegstößt und sich den Hut abnimmt: Wo soll ich mit dem Quark hin? Und: schenk' er ein! spricht er, indem er sich den Schweiß von der Stirn abtrocknet: denn ich habe keine Zeit. — Nun, er ist ein Kind des Todes, sag' ich. Da! sag' ich, und schenk' ihm ein: da! trink' er und reit' er! Wohl mag's ihm bekommen! — Noch eins! spricht der Kerl, während die Schüsse schon von allen Seiten ins Dorf prasseln. Ich sage: Noch eins? plagt ihn — ? — Noch eins! spricht er, indem er sich den Bart wischt und sich vom Pferde herab schneuzt: Denn es wird bar bezahlt. — Ei mein Seel! So wollt' ich doch, daß ihn — Da! sag' ich, und schenk' ihm noch, wie er verlangt, ein zweites, und schenk' ihm, da er getrunken, noch ein drittes ein und frage: ist er nun zufrieden? — Ach! schüttelt sich der Kerl: der Schnaps ist gut! Na! spricht er und setzt sich den Hut auf: Was bin ich schuldig? — Nichts, nichts! versetz' ich: Pack' er sich in Teufelsnamen! die Franzosen ziehen augenblicklich ins Dorf! — Na!

sagt er, indem er in seinen Stiefel greift: so soll's ihm Gott lohnen! Und holt aus dem Stiefel einen Pfeifenstummel hervor und spricht, nachdem er den Kopf ausgeblasen: schaff' er mir Feuer! — Feuer? sag' ich: plagt ihn — ? Feuer, ja! spricht er: denn ich will mir eine Pfeife Tabak anmachen! — Ei, den Kerl reiten Legionen — ! He, Liese! ruf' ich das Mädchen, und während der Kerl sich die Pfeife stopft, schafft das Mensch ihm Feuer. — Na! sagt der Kerl, die Pfeife, die er sich angeschmaucht, im Maul: nun sollen doch die Franzosen die Schwerenot kriegen! Und damit, indem er sich den Hut in die Augen drückt und zum Zügel greift, wendet er das Pferd und zieht vom Leder. Ein Mords-kerl! sag' ich: ein verfluchter, verwetterter Galgenstrick! Will er sich ins Henkers Namen scheren, wo er hingehört? Drei Chasseurs — sieht er nicht? halten ja schon vor dem Tor! — Ei was! spricht er, indem er ausspuckt, und faßt die drei Kerls blitzend ins Auge: wenn ihrer zehn wären, ich fürcht' mich nicht! Und in dem Augenblick reiten auch die drei Franzosen schon ins Dorf. Bassa Manelka! ruft der Kerl, und gibt seinem Pferde die Sporen und sprengt auf sie ein, sprengt, so wahr Gott lebt! auf sie ein und greift sie, als ob er das ganze Hohenlohische Korps hinter sich hätte, an; dergestalt, daß, da die Chasseurs, ungewiß, ob nicht noch mehr Deutsche im Dorf sein mögen, einen Augenblick, wider ihre Gewohnheit, stutzen, er, mein Seel! ehe man noch eine Hand umkehrt, alle drei vom Sattel haut, die Pferde, die auf dem Platz herumlaufen, aufgreift, damit bei mir vorbeisprengt, und: Bassa Teremtetem! ruft, und: Sieht er wohl, Herr Wirt! und Adies! und: Auf Wiedersehn! und: hoho, hoho, hoho! — —

So einen Kerl, sprach der Wirt, hab' ich zeit meines Lebens nicht gesehen! —

Heinrich von Kleist

Im Weltkrieg an der Westfront . . .

August Steinle war guter Laune. Er hatte sich das Gewehr am Riemen um den Hals gehängt, so daß es bei jedem Schritt vor seinem Leib leicht hin und her schwankte, die Gasmaske war an ihrer Stelle, und seine Hände waren es auch, denn er hatte sie tief in die Hosentaschen gesteckt, so tief, daß nur noch die Ellenbogen zu sehen gewesen wären, wenn nämlich die Dunkelheit etwas mehr Sicht erlaubt hätte. Zwar konnte der Morgen nicht mehr fern sein, hinter ihm im Osten dämmerte es schon, aber immerhin: es war noch Nacht.

Sollte August Steinle nicht guter Laune sein! Vor neun Monaten war er daheim im Urlaub gewesen, und heute, als er zum Postempfang nach hinten gekommen war, hatte er einen Brief seiner Schwester erhalten, in dem sie ihm kurz und freudig mitteilte, es sei ein Bub geworden. Ha no, bei uns klappt d'Sach! hatte er in zufriedenem Stolz gedacht und er dachte es immer noch. Als dann der Feldwebel sein strahlendes Gesicht sah, hatte er ihn gefragt, ob er es denn schon wisse. „Was soll i wisse? I weiß nix, Herr Feldwebel," hatte er geantwortet. Und der Feldwebel drauf: „Daß du Gfreiter worde bischt, Auguscht!" Denn der Feldwebel war aus seinem Dorf, aus Rohr auf den Fildern, und sie sagten „du" zueinander, wenn sie beide gut bei Laune waren.

Jetzt war er auf dem Weg nach vorn, zu seiner Kompanie. Ha, die werdet Auga mache, wenn sie erst die Gefreitenknöpfe an seinem Kragen sehen würden. Neugierig war er, wer es wohl als erster merken würde. Wahrscheinlich der Ebinger Heiner, der hatte seine Augen ja immer überall.

Und die Stellung hier, die schien ja auch zum Aushalten zu sein. Die Grenadiere waren im letzten Jahr böse hergenommen worden, man hatte sie monatelang aus einem Schlamassel in das andere geschickt, aber im neuen Jahr schien es gerade umgekehrt gehen zu wollen. Überall, wo sie auch hinkamen, ließ die Kampftätigkeit sofort nach, kaum daß sie in die neue Stellung eingerückt waren. Der Franzmann wußte halt, daß mit Schwaben nicht gut Kirschen essen war.

Nicht einmal auf der Schreibstube hatte er etwas Neues gehört, und die fühlten doch sonst die Granaten schon durch die Luft heranheulen, bevor der Schangel drüben sie in die Rohre geschoben hatte. Wenn die etwas Neues gewußt hätten, so hätten sie es ihm ganz gewiß erzählt, wo sie doch immer so gescheit daherschwätzten, als wenn sie auf die Geheimberichte des französischen Hauptquartiers abonniert wären....

Ja, August Steinle hatte allen Grund dazu, gut bei Stimmung zu sein. Der Frühling war nicht mehr weit, das Gras war grün — im Schmellbichtal daheim, da mochten jetzt wohl die Anemonen blühen. Und was ein Feldsoldat ist, der ist dankbar, wenn der Winter endgültig hinterm Berg verschwunden ist. August Steinle war ein Bauer; er hatte in seinem Leben nie viel Zeit auf Naturbetrachtungen vergeudet, kaum, daß er als junger Bursche einmal im Frühling ein paar Maiblümle

Herbert Howarde
Werner Gerhardt
Erich Niejahr
Josef Grün
Walter Wagnitz
Christian Größmann
Otto Blöcker
Josef Neumeier
Peter Frieß
[illegible]rhard Ka[illegible]ffmann



an den Hut gesteckt hatte. Aber das Werden der Natur, das Quellen und Wachsen im Boden, selbst in diesen Ackerfurchen des Todes, in denen er nun wieder dahinschritt, heute, da ihm soviel Neues widerfahren war, heute ergriff, verwandelte, beschwingte und betäubte es ihn. Er kannte die Stellung vorn genau. Sicher blühten in der Senke hinter dem ersten Graben heute auch die ersten Blumen, und wenn es so ruhig blieb wie bisher, so konnte man draußen im Graben vielleicht sogar ein Mittagsschläfle machen, die Sonne schien heiß genug in diesen Märztagen. Da hatte man doch wieder etwas vom Leben....

Ihm war zumute, als komme er geradeswegs aus der „Kanone", mit einem anderen „Affen" zwar, als er ihn jetzt auf dem Buckel trug — und als ob nun das schwerste Stück schon hinter ihm liege, denn es war immer allerhand Arbeit, bis man daheim im Flecken die kleine Staffel an der Kirche herum und dann die Bergstraße hinaufgekommen war. Aber jetzt war er im Walde, jetzt ging es bergab zum Schmellbichtal, das Wegle war breit, da konnte man von einer Seite zur andern lang stolpern, bis man wieder einen Baum verwischte, ja, der war freilich breiter als dieser Graben hier....

Er blieb stehen und sah sich sein „Wegle" an. Es war schon heller geworden, und man konnte gut sehen, was vor einem lag, und er starrte verwundert zwei, drei Sekunden vor sich hin, blickte vorwärts und dann zurück, und noch einmal vorwärts....

Und nun riß der freundliche Schleier um seine Stirn mitten durch. aus morgengrauem Himmel war lautlos die Gefahr herabgesunken und starrte ihn mit hohlen Augen an . . . er hatte sich gedankenschnell, wie unter dem Anheulen einer schweren Granate, an die Grabenwand geworfen, preßte sich in die Erde, hatte das Gewehr schon vom Halse gerissen, mit einem einzigen Griff entsichert und lag und horchte.

Es war gekommen, wie es hatte kommen müssen, er hatte nicht auf den Weg, nicht auf die Richtung geachtet; sein Weib, sein Kind, ja, auch die Gefreitenknöpfe waren in seinem Sinn gewesen — mit keinem einzigen Gedanken hatte er daran gedacht, daß es vorn eine knifflige Stelle im Graben gab, ein Stück von nur zwanzig, dreißig Meter Länge, in dem schon manch einer sich verlaufen hatte. Urplötzlich erwachend, fand er sich in einem völlig unbekannten, seit Wochen, vielleicht seit Monaten unbenutzten Graben, wußte nicht, wann er den rechten Weg verlassen hatte, wußte nicht, ob er sich noch hinter den eigenen Linien, ob er sich zwischen deutscher und feindlicher Stellung oder gar schon im Gewirr der französischen Gräben befand.

Es war heller geworden, Nebel zogen über die Trichter und Gräben, die Front war still, fern im Norden brummten und grollten einige Geschütze. Die kannte er gut, die feuerten immer um diese Zeit. Er spähte den Graben entlang nach vorn, ein einziger Blick genügte ihm, zeigte ihm die eingestürzten Seitenwände, einen zerbeulten Franzosenstahlhelm, halb verfaulte Holzreste auf der Grabensohle . . . er war in ein verlassenes Stück der Stellung geraten, das sicher seit Wochen schon aufgegeben war.

Nun rasselte rechts ein Maschinengewehr. Er hatte schon geglaubt, ungefähr erkannt zu haben, wo er sich befand, aber dieses Maschinengewehr ... ? Dort konnte, dort durfte doch kein MG sein! Er wagte nicht, über die Deckung zu blicken, er wußte nicht, durch wieviel Windungen des Grabens er bereits geschritten war, er konnte nicht erkennen, wo Osten und Westen war, der Nebel rückte die nächste Brustwehr in unwirkliche Ferne, der Baumstumpf dort oben auf der Deckung ragte wie ein Totenarm in das graue Licht der Dämmerung.

Ist ihm deshalb sein Sohn auf die Welt gekommen, weil e r heute a u s der Welt sollte? Hatte das Schicksal so rechtzeitig für Ersatz gesorgt? War er nicht mehr nötig?

Das waren die Gedanken, die ihm durch den Schwabenschädel krochen, zähe, faule, lahme Gedanken.

Er horchte lange nach allen Seiten, er legte das Ohr an die Grabenwand, aber alles war still, alles war grau, nichts mehr vom Frühling, vom Wachsen, vom Blühen, selbst der Wind schien sich nicht mehr zu rühren, nur der Geruch der Front war um ihn, dieses Gemisch aus Pulverqualm, Gaswellen, Regennässe, Bodennebeln und Verwesungsdüften.

Der Nebel begann sich zu lichten, die Dämmerung wich dem Morgen, es wurde höchste Zeit!

Vorsichtig löste er sich von der Grabenwand und trabte geduckt zurück in der Richtung, aus der er gekommen. Aus war es mit den Gedanken an den Schönbuch und das Schmellbichtal, der Krieg hatte ihn gepackt, unversehens war eine Faust herabgestoßen, hatte ihn mit kalten Fingern im Genick gefaßt, schleifte ihn durch den Lehm des Grabens, und in seiner Brust sprang ein Tier in wilden Sätzen hin und her, suchte einen Ausgang, sprang immer wieder gegen die Wände seines Herzens ... und August Steinle, Bauer aus dem Schwäbischen, Gefreiter in einem württembergischen Grenadierregiment, hatte hundert neue Sinne, schickte sie weit voraus, sandte sie nach allen Seiten hin, er duckte sich in die Grabenwände, schwang sich um Brustwehren, sprang mit langem Satz an dem Eingang eines Unterstandes vorüber, er spürte, roch, er fühlte und tastete und horchte nach der Gefahr.... Er sah, daß der Graben sich vor ihm gabelte, er schlüpfte in die nach links verlaufende schmale Schlucht hinein, ein Windstoß fegte daher, riß den Nebel hoch, trieb ihn fort, Steinle sprang mit schweren Füßen wieder um eine Brustwehr, spähte vor sich hin, seine Blicke huschten über die niedrigen Erdwände, er stürzte gebückt den leeren Graben entlang. —

Doch da hebt sich vom Grabenrand eine Gestalt, ein Mensch, ein Franzose, der prallt entsetzt zurück wie er, der reißt sich zusammen wie er, reißt das Gewehr hoch, und August Steinle duckt sich im gleichen Augenblick, hat blitzschnell die Knarre auch an die Schulter genommen, hat den Finger am Abzug — — —

und dann ist es still, totenstill.

Zwei Männer, blassen Gesichts, in einer regennassen Erdrinne, irgendwo in Frankreich, irgendwo im Frühling, der Morgennebel streicht über ihr Haupt, sie hören die Front nicht, sie hören den Einschlag der Granate nicht, die soeben pfeifend in den Boden fährt und sich brüllend wieder in die Höhe wirft, und es ist doch nur knapp fünfzig Meter entfernt, sie hören ihr eigenes Herz nicht. Sie starren sich an, sie starren auf das dunkle Auge der Mündung im Gewehrlauf gegenüber, sie sind mutterseelenallein in der Landschaft des Todes.

August Steinle weiß nicht, daß der andere, der Franzose, Bauer ist wie er, ein Sohn der Bauce wie er ein Sohn der schwäbischen Filder ist. Sie sind nicht wehleidig, beide nicht; der erste Schreck ist vorüber, sie werden Herr ihrer Gedanken, und sie sehen sich in die Augen, sie sehen nicht über Kimme und Korn. Immer noch haben sie das Gewehr im Anschlag, jeder sieht, wie es im andern arbeitet, wie der andere grübelt, einen Ausweg sucht.

Sie sind keine gelehrten Menschen, sie würden nicht wissen, das in Worte zu fassen, was sich in ihnen regt; aber sie empfinden es nicht minder stark. Ganz plötzlich ist eine Zuneigung da, ein Gefühl füreinander, Bruderschaft im gleichen Schicksal. Jedem ist, als hätten sie einen Vertrag miteinander geschlossen: es ist nicht nötig, heute ist es nicht nötig, heute wird nicht geschossen!

Aber sie sind Bauern, sie sind schlau, mißtrauisch, keiner will sich übertölpeln lassen, es ist keine Rede von Verbrüderung, kein Gedanke daran, sich gerührt in die Arme zu schließen!

Doch was der Franzmann nicht weiß, nicht wissen k a n n , das ist, daß der dort gegenüber ein Schwabe ist, ein Nachfahre jener in deutschen Landen hochberühmten Sieben Schwaben, ein würdiger Nachfahre, der entschlossen ist, seinem Namen Ehre zu machen, der nach einem Ausweg sucht aus dieser Lage, der nicht zögern wird, den hundert Schwabenstreichen, die man bis dahin kannte, den hundertundersten nachfolgen zu lassen....

Im Grunde weiß er's schon, wie er es machen muß, nur darf er sich nicht verraten, keine Muskel in seinem Gesicht darf zucken, kein schlaues Augenblinzeln ist erlaubt. Und dabei blinzelt doch der August so gern, wenn er im Unterstand sitzt und seine Geschichten erzählt. Aber heute gilt es ernst zu bleiben, denn es geht um Spitz und Knopf.

Sie haben immer noch das Gewehr angelegt, sie blicken aneinander vorbei, in die traurige Landschaft hinein, die sich hinter jedem breitet. Und da sieht August Steinle — er steht etwas erhöht, er kann über den Grabenrand schauen — da sieht er halbrechts hinter dem Franzosen, kaum hundert Meter entfernt, einen gegabelten Baumstumpf, den er genau kennt, der Nebel ist verflogen, es ist heller Morgen, und hinter dem Gabelstumpf ist die deutsche Stellung . . . wie hat er sich nur so donderschlächtig verlaufen können!

Er zieht langsam den Finger vom Drücker zurück, er behält dabei den Franzosen scharf im Auge, August Steinle nimmt allmählich die Knarre von der Schulter, und er sieht aufatmend, wie der andere ebenso langsam, vorsichtig, beobachtend dasselbe tut. Der Schwabe blinzelt freundschaftlich den Franzosen an. Der blinzelt erleichtert zurück und atmet tief auf.

Der Schwabe weiß, es ist höchste Zeit, es wird heller mit jeder Minute, vielleicht hat der Franzmann ganz in der Nähe Kameraden....

Und traurig läßt er das Gewehr seinen Händen entgleiten, läßt es zur Erde fallen, als wolle er sich ergeben. Erfreut glänzt das Auge des Franzosen, sein Gesicht strahlt auf, Stolz ist in seinen Mienen, fast möchte er sich in die Brust werfen: Vive la France! denkt er, der Boche ergibt sich, und er, Sulphart, er hat also einen Gefangenen gemacht, schon sieht er ein Ordensband an seinem Rock, sieht sich stolz vor Leutnant Morache hintreten, einen Deutschen am Seil hinter sich herziehend, hört Morache eine Rede halten, die Kameraden stehen da und gaffen und sind neidisch, und dann gibt es Urlaub, und er denkt an Marion und Ninette....

August Steinle aber denkt — und sein Gesicht ist dabei ganz ergeben, ganz demütig, nicht einmal die schlauen Äuglein blitzen, er denkt: waas, einen schwäbischen Grenadier, einen württembergischen Gefreiten, dem Herrn Steinle seinen Auguscht willsch du schnappe, du Allmachtsherrgottsbezirksoberdackel, du ganz trauriger....

Und auf einmal sieht der Franzose dicht vor sich die graue Gestalt des Deutschen zu ungeheurer Größe emporwachsen, er sieht einen hoch erhobenen Arm und sieht eine Hand aus der Luft herabfahren, und der Traum von Orden und Urlaub und Ninette ist aus, denn er hat ein Brausen und Rauschen im Schädel, er sieht blaue und grüne und rote Sterne tanzen und sinkt gegen die Grabenwand und in seinen Ohren ist ein Dröhnen, als habe eine ganze Serie schwerer Brocken dicht hinter ihm eingeschlagen....

Als er sich nach langer, langer Zeit endlich aufraffte, sah er vor sich auf der Erde nur noch das deutsche Infanteriegewehr, das August Steinle hatte fallen lassen müssen, um seine List durchführen zu können. Mit dieser Trophäe mußte sich der Franzose begnügen, denn von August Steinle war keine Spur mehr zu sehen.

Und als der Franzose, immer noch ziemlich verdutzt und ratlos, in den eigenen Graben zurücktrottete, da hatte er nur die eine Sorge, was er wohl antworten könne, wenn ihn sein Leutnant Morache nach s e i n e m Gewehr fragen sollte.

Das hatte ihm nämlich August Steinle mit der linken Hand entrissen, als er ihm mit der rechten die ungeheure Ohrfeige schlug, von der dem Franzosen so feurig vor den Augen wurde, daß er gar nicht mehr sah, wie der achte von den Sieben Schwaben sich auf die Deckung schwang

und davonjagte. August Steinle aber — er sprang wie ein Hase über die Trichter davon! — lachte im Laufen immer wieder vor sich hin, daß ihm der Bauch wackelte.

Er erhielt das Eiserne Kreuz, denn sein Hauptmann wußte, daß es keine Kleinigkeit ist, auf das geladene Gewehr eines Feindes zuzuspringen. Doch als der Hauptmann ihn fragte, warum er denn den Franzosen nicht gleich mitgebracht habe, da antwortete er:

„Noi, Herr Hauptmann, des wär net aaständig von mir gewesen. Der Schangel hätt' mich erschießen können, weil er mich zuerst gesehen hat. Und des hat er net getan. Da hab i denkt, ich muß mi revanschiere und ihn soweit in Ruh lasse. So han i bloß zu 'nem gsagt — net, daß der moint, i hätt' Angscht! — als i ihm die Ohrfeig knallt han: do hasch, du Balla! Des han i no gseit, ond mehr net. Ond naa — han i me druckt."

. . . und im Süden

Es ist ein Tag wie im Frieden. Ruhig und fest, wie immer, stehen die Berge. Die Sonne steht freundlich oben und scheint warm auf die österreichische Seite so gut wie auf die italienische. Drüben und herüben — überall hocken die Soldaten im warmen Sonnenschein und lausen ihre Leibwäsche.

Der Venizius Rogger läßt das Hemd durch die Finger gleiten, pfeift durch die Zähne und sagt plötzlich zum Toneler Hans: „Das gab a gute Sässon, Hölltuifli!"

Der Toneler Hans tut nichts dergleichen. Weil er mit dem Lausen schon fertig ist, liegt er langlängs in der Sonne und blinzelt hinaus in den schönen Dolomitentag.

„A Sässon, sag i! A guldene Sässon! Der Schnee ischt schon weg allsammt. In die Riß und Kamin ischt kein bißl Eis mehr. Der Fels ist fest und schön trocken. Und das Wetter dazu! Jeder Tag no schöner wie der ander. Jetzt möcht i nur so den Baron Winkler am Seil ham oder den Witzenmann oder so einen. Teufl, höllischer, i tat mir die Gulden herabholen von ünsre Spitzen!"

Der Toneler Hans läßt den Venizius reden. Er tut nichts als liegen. Durch die halbgeschlossenen Augenlider blinzelt er hinüber zu den Bergen.

Der Venizius hebt wieder zu lausen an. Plötzlich aber schlüpft er in das Hemd hinein und flucht: „Teufelsläus, verdammte! Es ischt ja alles für die Katz. Heut bring i sie um, und morgen bringen sie mi um!" Er streckt sich neben den Hans hin so, daß er den Buckel am Felsen reiben kann, und pfeift wieder durch die Zähne.

Aber der Venizius ist nicht zufrieden. Kaum liegt er dort, so hockt er sich wieder auf und sagt: „Es ischt alles verkehrt. Da liegen wir Bergführer auf der Costabella herum, und es war das beste Wetter für die beste Sässon. Da stehn wir als Posten und stehn uns die Füeß in den Leib, statt daß wir an anständigen Herrn ans Seil kriegen und über alle Wänd steigen damit!"

Der Toneler Hans sagt nichts und blinzelt zu den prallen Osthängen des Lasteispitz hinüber.

Aber der Venizius ist voller Zorn. Brandhell steht er im Feuer. Fuchsteufelswild fährt er wieder aus dem Hemd und arbeitet mit allen zehn Fingern die Nähte durch. „Hans," sagt er wütig, „mit uns, da ischt es aus. Wir taugen für nix mehr. Bal der Krieg aus ischt und wir kemmen heim und tun wieder's Seil vom Nagel und ziehen wieder die Kletterpatschen an, wirst sehn, wir taugen für nix mehr. Wir sind steif in die Knochen, keine Kraft mehr in die Händ, nimmer trittsicher, nix. Wirst es sehn, wir bleiben im Kamin stecken, und der Nordwand vom Dreischusterspitz, Hölltuifli, wir derpacken sie nimmer."

Der Toneler Hans tut die Augendeckel etwas weiter auf und schaut den Lasteispitz an. Der Venizius will wieder zu schimpfen anheben, aber

wie er den Hans anschaut, verschlägt es ihm die Red. Er dreht sich zum Hans hin und fährt ihn an: „Jetzt red einmal du! Und nachher möcht i wissen, was du allweil so schaugst! Jetzt versteh i di! Du schaugst dir den Lasteispitz an."

„Mhm," meint der Hans, „den schaug i an!"

Jetzt ist es eine Weile still. Etliche Bergfinken fliegen über die Gegend, hocken sich ins Verhau und pfeifen. Drüben, etwas hinter der österreichischen Stellung, steht der Lasteispitz, ein kühner Felszacken, aufgetürmt mit prallen Wänden. Die beiden Bergführer liegen in der warmen Sonne und schauen die Ostwand an.

„Übers Schuttkar einsteigen und dann den Riß, den schwarzen! Der geht auf das Simsl hin. Nachher über das Simsl weiter, außen auf den Grat. Nachher das Gratl auen —" „Na", sagt der Hans.

„— — Nachher nit das Gratl auen, besser zruck in die Wand. Dann auf den Kamin. Der Kamin bringt uns auen zum obern Band. Das obere Band traversieren bis zu dem Fleck, dem nassen. Nachher bei dem nassen Fleck auen in die Wand — —"

„Na", sagt der Hans.

„— — Nachher bei dem Fleck nit auen in die Wand, linkerhand in das magere Kamindl eini, nachher über die gstuften Felsen zu dem Riß hin, der auf'n Gipfel geht!"

„Gut," sagt der Hans, „gehn mer!" Und steht auf. „Lei a bißl trainieren!"

Da tut der Venizius das Maul auf und bringt es nimmer zu. Aber der Hans langt schon um seine Blusen und setzt die Kappen auf. „Bis wir an die Reih kemmen, zum Postenstehen, sein wir längst wieder zruck!"

Der Venizius steht noch immer und schaut den Hans an. Dann schlupft er langsam in seine Blusen. Der Hans schmeißt die Kletterschuhe über die Achsel, greift in die Kaverne und um das Seil, das am Verbandsplatz liegt, und springt hinunter ins Kar. Der Venizius hintennach.

Drüben, wo jäh der Fels aus dem Karboden aufschießt und die Seilbahnstation ist, tun sie beide ihre Nagelschuhe weg und ziehen die weichen Kletterschuhe an. Dann klettern sie, der Hans vorn, der Venizius am Seil hinten nach, den schwarzen Riß empor.

Oh, wie das ist, wieder einmal einen richtigen Felsen in den Händen spüren nach sieben Monaten Postenstehen! Der Venizius macht es extra fein, er greift um die kleinsten Griff und zwängt sich in den schmalen Riß — es geht leicht, der Krieg macht mager. — „Seil aus!" schreit er, und der Hans oben sichert in der Wand.

„Zehn Gulden müßt die Wand haben im Tarif," sagt der Venizius, „so a schöne Wand und höher wie die kleine Zinne!"

„Zehn Gulden ischt z'weng", sagt oben der Hans und schaut, wie die Routen weiter geht, hinauf auf das Simsl.

„Nachher sag i fufzehn Gulden!“ sagt der Venizius und schlieft den Riß empor. „Fufzehn Gulden und a saubers Trinkgeld“, sagt der Hans und sichert weiter.

Dann packen sie die glatte Wand. Es ist ein Tag wie im Frieden. Die Sonne steht freundlich am Himmel, drüben und herüben, es ist alles eins an diesem stillen Dolomitentag.

Die beiden erreichen mit der fünften Seillänge das schmale Felsgesims. Sie queren hinaus zum Grat und klettern wieder hinein in die Wand. „Bal du nit der Toneler Hans warst, bal du der Baron Winkler warst, nachher tat i zwanzig Gulden verlangen. Höllteufl, zwanzig Gulden und a Viertele Wein extra —“

Jetzt hängen sie oben in der jähen Wand, halbwegs zwischen dem Einstieg und dem Gipfel. Wie der Hans sich über die schlechten Griffe aufwärts plagt, bellt auf einmal irgenwo ein Maschinengewehr auf. Felsbrocken spritzen durch die Luft. Breit surren die Geller, klatschen gegen den Stein.

„Ihr Teppen,“ flucht der Venizius, „das gibt's ja nit. Das ischt ja nicht Krieg.“

Der Hans tut die Seilschlingen von der Schulter. „Höllteufl, das ischt a saubere Säffon!“ Der Venizius ist stierwütig und schimpft und flucht. Lauter kläfft das feindliche Maschinengewehr. „Seil weg!“ schreit der Hans, „wann einer troffen ischt, reißt er den andern mit!“

Der Venizius schlupft aus dem Seil und wirft die Schlingen hinunter über die Wand ins Kar. „I aufi, du obi!“ schreit der Hans und springt über die Wand empor. Wie er oben ist im Kamin, sieht er unten den Venizius schon übers Felsband springen. Die Steinbrocken spritzen und springen. Die Luft wird immer dicker. Der Hans preßt sich in den Kamin, schiebt sich Meter für Meter empor, stürzt über das Band und hetzt die Gipfelfelsen weiter. Hinter ihm drein jagt das Maschinengewehr.

Eben wirft er sich auf dem Gipfel hinter einen schützenden Felskopf. Harrscharf über ihn pfeifen die Kugeln.

Als das Maschinengewehr kurz aussetzt, tut er einen raschen Blick hinunter ins Kar. Er sieht den Venizius tief unten hinter einem großen Stein hocken. Er hat das Hemd ausgezogen und tut wieder lausen.

„Gott sei Dank,“ denkt der Hans, „das ihn no die Läus beißen!“ Das Maschinengewehr hebt wieder zu bellen an, und der Hans verkriecht sich hinter seinen Gipfelblock. Dann spuckt er aus und schaut nach, hinunter über die Westwand.

Die Westwand, wohl, die ist kugelsicher. Aber sie stürzt senkrecht ab mit wilden Stürzen, und unten, kirchturmtief, hängt sie über.

Es sind jetzt zwei Maschinengewehre, die auf den Lasteispitz schießen. Der Hans kauert sich hinter seinem Fels zusammen, zieht die Haxen ein und duckt den Kopf eng auf die Brust. Wenn ihn die Italiener einen

Augenblick in Ruhe lassen, kratzt er Schotter und Felstrümmer zusammen, um seinen Kugelfang zu vergrößern.

Er hockt und wartet. Die Schatten der Gipfel wachsen und über die Wände hinauf klettert die Sonne. Es wird kühl.

Den Hans friert, und er langt alle Hosensäcke aus, um ein Trumm Brot oder ein Stückl Zwieback. Aber da ist nichts als der elendige Hunger ganz allein und die Maschinengewehre.

Es wird langsam Abend. Auf dem Marmolatagipfel hängt die letzte Sonne. In den Tälern unten ist es schon Nacht. Ein Schuß, der am Fels abgeprallt ist, schlägt dem Hans gegen das Knie; tut aber nicht viel, er hockt und wartet. In drei Stunden ist es Zeit zum Postenstehen. Es wird dunkel. Warten, warten.

Die Wälschen schießen noch eine Weile ziellos, dann wird es still. Der Hans schaut über seine Wand hinunter. Nachtschwarz hängen die Schatten in den Schluchten. Es hilft nichts. Er greift in den Felsen, langsam tastet mit den Kletterschuhen, weil er nichts sehen kann. Etliche Meter kommt er hinab, dann muß er es aufgeben.

Wieder wartet er, wartet . . .

Über der Pala steigt der Mond auf. Gott sei Lob und Dank! Wie er auf das obere Band kommt, hört er: „Hans?"

Der Venizius ist da mit dem Seil. „Höllteufl," sagt er, „wir haben ganz auf den Krieg vergessen. Hiez machen die Walschen die Säßon!"

Dann stehen sie beide wie zwei Schulbuben, die einen dummen Streich gespielt haben, vor dem Leutnant und lassen das höllische Donnerwetter über sich ergehen.

„Ich möchte nur wissen, was ihr da droben auf dem Lasteispitz zu suchen habt, ihr Kerle, ihr!" schreit er.

Da klappt der Hans die Absätze zusammen, aber es gelingt nicht gut, weil er noch die weichen Kletterschuhe an hat.

„Herr Leutnant, meld ghorsamst," sagt er, „wir wollten nur a bißl trainieren, weil wir do Bergführer sein und mit dem ewigen Postenstehn. Und . . .?"

„Und?" fragt der Leutnant.

Da grinsen sie beide über das ganze Gesicht: „Es ischt ganz gut gangen, Herr Leutnant, und jetzt sein wir z'frieden, weil wir wissen, daß wir das Klettern no nit ganz verlernt ham!"

An den HJ-Führer!

Gesundheitsführung – im Sommerlager und auf Fahrt

Was wir von unserer deutschen Jugend wünschen, ist etwas anderes, als es die Vergangenheit gewünscht hat.

In unseren Augen da muß der deutsche Junge der Zukunft schlank und rank sein, flink wie Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl. Wir müssen einen neuen Menschen erziehen, auf daß unser Volk nicht an den Degenerationserscheinungen der Zeit zugrunde geht.

Adolf Hitler an seine Jugend, Reichsparteitag 1935.

Ein Gebietsarzt schreibt:

Der Nationalsozialismus stellt in den Mittelpunkt seiner Aufgaben den lebendigen Menschen. Eigentlich sollte man meinen, daß das allen Staatsführungen eine Selbstverständlichkeit sei. Aber ein Blick auf die Völker rund um uns zeigt, daß dort selten dem Volke, sondern meist Wirtschaftsinteressen, Parteidoktrinen, Standesangelegenheiten und dergleichen das größte Interesse zugewandt wird. Nun muß man allerdings zugeben, daß es keineswegs eine sehr einfache Aufgabe für eine Staatsführung ist, an die Stelle von wirtschaftlichen oder ähnlichen Aufgaben in erster Linie die Sorge für die geistige und körperliche Gesundheit eines Volkes zu setzen. Denn hier läßt sich nicht mit Verwaltungsmaßnahmen oder Verfügungen allein ein Erfolg erreichen, sondern notwendig ist die Mitarbeit und der gemeinsame Wille aller. In jedem Einzelmitglied des Volkes muß das Bewußtsein erweckt werden, daß er ein Stück vom heiligen Leben der Nation, daß er für Leib und Seele vor dem Volke verantwortlich ist. Gesundheitsführung ist keineswegs etwa die Aufgabe der Ärzte, sondern die Aufgabe aller Deutschen, in besonderem Maße namentlich derjenigen, die andere zu führen haben. Zu ihnen gehörst du, der HJ- und DJ-Führer. Du hast nicht nur zu schulen, Befehle weiterzugeben und auszuführen, sondern auch zu schirmen und zu bewahren. Hierzu braucht man nicht Medizin zu studieren! Ein paar Fragen an deinen Arzt helfen dir genug, im übrigen aber gehört dazu nur ein offenes Auge und ein kameradschaftliches Herz.

Auf einem Bahnhofe standen kürzlich 20 oder 30 Pimpfe, regennaß, zitternd vor Kälte und blaß vor Müdigkeit, im Braunhemd und kurzer Sommerhose. Wer die Jungen anschaute, sah, wie sie froren. Nur einer bemerkte es nicht: ihr Führer. Der fror allerdings auch nicht; denn er hatte lange Überfallhosen und einen Mantel an. Mit seiner Uniformierung wollte er der Öffentlichkeit zeigen, daß er der Führer sei. Er zeigte ihr aber nur, daß er ein schlechter und unfähiger Kamerad ist. Es soll gewiß bei uns niemand verzärtelt werden. Ein Regenguß, nackte Knie bei kühlem Wetter bringen keinen deutschen Jungen um. Aber schließlich ist die Kleidung vom Menschen doch zum Schutz gegen die Witterung erfunden worden. Und von einem Führer muß man verlangen, daß er sieht, ob die Jungen frieren. Dann läßt er die Strümpfe heraufrollen, die Ärmel herunterkrempeln und veranstaltet einen kleinen Erwärmungslauf. Wie oft aber kann man in Wirklichkeit beobachten, wie Pimpfe im März wohl Jungenschaftsblusen anhaben, weil es kalt ist, aber die Strümpfe herunterrollen — und die nackten Beine zeigen (genau wie die Damen der Großstadt, die dünne Seidenstrümpfe und Pelzjacken zu gleicher Zeit tragen).

Auch im Sommerlager gibt es kalte Abende, besonders im Gebirge. Aber hier ist es mehr die feuchte Kleidung, die — wenn sie nicht gewechselt wird — schließlich einen beträchtlichen Wärmeverlust des Körpers mit seinen gefährlichen Folgen herbeiführt. Der Führer hat darauf zu dringen, daß die Jungen nasse Kleidungsstücke wechseln. Im übrigen heißt es im Lager: herunter mit der Uniform und die Haut einmal der Sonne und der Luft gezeigt! Besonders sollen Schuhe und Strümpfe möglichst viel ausgezogen werden, vor allem von denjenigen, die das Barfußlaufen nicht gewöhnt sind. Die Zahl der Jungen mit Platt- und Knickfüßen in der HJ ist enorm. Naturvölker haben keine Plattfüße, weil sie ihre Füße nicht von frühester Kindheit an in steife Lederschuhe zwängen. Ist es nicht ein jammervoller Anblick, wenn man sieht, wie unsere Stadtjungen barfuß mit äußerster Vorsicht über eine Wiese tänzeln, als gingen sie auf Eiern? Jeder Stein tut ihnen weh, jeder Halm sticht sie. Ausgerechnet die Haut ihrer Fußsohle, auf der sie gehen sollen und die daher die härteste ihres Körpers sein müßte, ist ihre empfindlichste. Nicht Plattfußeinlagen helfen den gequälten niedergesunkenen Fußgewölben, sondern das Schreiten über die Wurzeln der Waldwege und die Steine am Flußstrand.

Natürlich müssen die Füße bei vielem Barfußlaufen entsprechend gepflegt werden, und zwar einfach durch kaltes Wasser. Wenn Führer ihre Jungen abends mit schmutzigen Füßen ins Zelt kriechen lassen, so kennzeichnet das diese selbst. Der Sauberkeits- und Wasserfanatismus kann im Lager gar nicht genug betrieben werden; denn er hält nicht nur Krankheiten ab, sondern er erzieht zugleich. Wir müssen uns darüber klar sein, daß es in Deutschland noch vielen Eltern an Ver-

ständnis für eine ordentliche Körperpflege fehlt. Was die Eltern hier versäumen, müssen wir übernehmen. Wo keine Gelegenheit zum Baden besteht, müssen die Jungen täglich einmal veranlaßt werden, sich von oben bis unten zu waschen. Sie werden hierdurch nicht nur abgehärtet, sondern bekommen auch ein Empfinden dafür, daß ein gesunder Junge seine Ehre nicht in besonderer Dreckigkeit, sondern in blitzender Sauberkeit sehen muß. Auch die Zahnpflege gehört hierher. Es ist dringend an der Zeit, daß der unglaubliche Zahnzerfall des deutschen Volkes aufgehalten wird. In diesem Kampfe ist die wichtigste Waffe die Zahnbürste. Der Führer muß sich aber durch einen Appell nicht nur davon überzeugen, daß seine Jungen eine besitzen, sondern daß sie auch regelmäßig am Abend benutzt wird. Und vor allem: er muß sie selbst benutzen! Er muß seinen Jungen sein eigenes straffes Sauberkeitsideal vorleben. Auf das Vorleben kommt es in der Führung und in der Erziehung eben in erster Linie an. Handelt die Führerschaft anders, als sie es von der Gefolgschaft verlangt, dann ist unter keinen Umständen zu erwarten, daß ihre Anordnungen von Erfolg sein werden. Am einwandfreiesten geht das aus dem Versagen mancher HJ-Führer in der Alkohol- und Nikotinfrage hervor. Hier muß man sich manchmal fragen, ob die Führer ihre Berufung eigentlich begriffen haben. Es handelt sich hierbei gar nicht um die Moral einer langweiligen Abstinenz, nicht um die Tatsache, daß unserem devisenarmen Volke jährlich Milliarden im wahrsten Sinne des Wortes in Rauch aufgehen, sondern es handelt sich um die unabweisbare Tatsache, daß Nikotin und Alkohol, wenn nicht überhaupt für jeden, so aber bestimmt für den wachsenden Organismus, also für die Jungen unserer Millionengefolgschaft ein schleichendes Gift sind. Nicht darum geht es aber nur, ob „die eine Zigarette oder das eine Glas Bier denn wirklich sooo schädlich sein soll", sondern darum, daß es niemals gelingt, dem sich in der Entwicklung befindlichen Jungen das Rauchen abzugewöhnen, wenn der Führer selbst bei jeder Gelegenheit diesem Bedürfnis erliegt. Ich habe es mir angewöhnt, auf jeder Führertagung der HJ einen Blick in den Abort zu werfen. Und regelmäßig bietet sich mir derselbe Anblick: Da stehen die, die sich berufen fühlen zu führen, und rauchen ihre geliebte Zigarette. Selbstverständlich kommen auch Hitlerjungen an diesen Ort, und haben dann Gelegenheit, sich darüber zu unterrichten, was ihre Führer für männlich halten. Ein solcher Führer ist nicht mehr imstande und berechtigt, seinen Jungen die Zigarette aus dem Munde zu schlagen, wie er es tun müßte, wenn er auf ihre Gesundheit wirklich bedacht wäre und sich dafür verantwortlich fühlte.

Was über die Schädlichkeit des Tabaks gesagt wurde, gilt auch im gleichen Maße für den Alkohol. Nikotin und Alkohol sind die beiden gefährlichsten Feinde des sich in der Entwicklung befindenden jungen Menschen. Wie stark beide Gifte die Entfaltung der Kräfte allein

schon unseres Körpers hemmen, fühlen und wissen wir alle, wenn wir unsere sportlichen Leistungen zu vollbringen haben.
An diesen Dingen entscheidet sich die Führereignung. *Unkenntnis kann durch Schulung beseitigt werden, aber charakterliche Schwäche schließt die Berechtigung zur Führung aus.*
Nun noch ein Wort über die vielbesprochene Überanstrengung. Die Führerschaft eines Lagers, in dem sich die Jungen aus größeren Städten befinden, muß sich darüber klar sein, daß es eine der Aufgaben des Sommerlagers ist, die gesundheitlichen Gefahren der Stadt auszugleichen. Auf die Entwicklung von Fußkrankheiten bei der auf Pflaster heranwachsenden Jugend habe ich schon hingewiesen. Größer und bedenklicher ist die Gefahr, die darin besteht, daß die *Unruhe des Stadtlebens das Nervensystem der Menschen so häufig in Unordnung bringt.* Die Zahl der nervösen Menschen ist — auch in der HJ. — enorm. Nur in der Stille der Bauernhöfe und kleinen Städte wächst heute noch eine feste Generation heran, der selbst in kritischen Momenten die Nerven nicht versagen. *Das gibt jene Soldaten des Weltkriegs, die auch im Kugelregen so ruhig vorgingen, als ob sie hinter dem Pfluge schritten und die noch beim Sturmangriff photographische Aufnahmen machten.* Daß ein Volk die Nerven nicht verliert, das ist der entscheidende Punkt in manchem geschichtlichen Augenblick. Jeder, der die Geschichte der Bewegung kennt, weiß, daß sie schließlich gesiegt hat, weil der Führer auch die besseren Nerven besaß. Das Sommerlager muß daher so gestaltet werden, daß es die nervenverbrauchende Unruhe der Stadt ausgleicht. Das geschieht durch ein entsprechendes Zusammenwirken von kräftiger körperlicher Bewegung mit ausreichender Ruhe, besonders der Nachtruhe. Die Jungen müssen tagsüber so bewegt werden, daß sie müde werden. *Lagerspiele, bei denen der Großteil des Lagers zuschaut, wie einige wenige Boxhelden sich in der Mitte schlagen, entsprechen diesen Anforderungen nicht.* Die besten Lagerspiele sind die, bei denen *niemand* zuschaut, sondern alles mitmacht. Dazu kommt dann ein wenig Sport, Geländespiele und dergleichen, aber möglichst wenig Märsche. Zum Marsch ist das ganze Jahr über ausreichend Gelegenheit, im Lager kommt es darauf an, nicht nur die Beine, sondern *alle* Muskelgruppen, besonders die, die im täglichen Leben nicht zu ihrem Rechte kommen, zu bewegen. Wenn die Jungen dann durchgeknetet mit wohliger Müdigkeit abends ins Zelt kriechen, dann hat der Führer die Gewißheit, daß sie auch schlafen und durch den Schlaf wieder gestärkt werden. Aber notwendig ist, daß sie auch Zeit zum Ausschlafen haben. Ein Pimpf braucht wenigstens 9 Stunden Schlaf. Also muß die Nachtruhe auf 9½ Stunden angesetzt sein.

Alles das sind eigentlich Selbstverständlichkeiten für einen Führer, dem es klar geworden ist, was eigentlich Gesundheitsführung heißt. Gesund-

heitsführung, das ist die Erfüllung der Verpflichtungen, die uns der Führer gab, stark und gesund zu sein, um die Aufgaben der Zukunft erfüllen zu können. Wir wollen eine deutsche Jugend sein wie der Führer sie sieht.

Der Führer sagt:

Heute, da sehen wir mit Freude nicht mehr den bier- und trinkfesten, sondern den wetterfesten jungen Mann, den harten jungen Mann. Denn nicht nur darauf kommt es an, wieviel Glas Bier er zu trinken vermag, sondern darauf, wieviel Schläge er aushalten, nicht darauf, wie viele Nächte er durchzubummeln vermag, sondern wie viele Kilometer er marschieren kann. Wir sehen heute nicht mehr im damaligen Bierspießer das Ideal des deutschen Volkes, sondern in Männern und Mädchen, die kerngesund sind, die straff sind. Reichsparteitag 1935.

Auch die Kleidung der Jugend soll diesem Zwecke angepaßt werden. Es ist ein wahrer Jammer, sehen zu müssen, wie auch unsere Jugend bereits einem Modewahnsinn unterworfen ist, der so recht mithilft, den Sinn des alten Spruches „Kleider machen Leute" in einen verderblichen umzukehren. Gerade bei der Jugend muß auch die Kleidung in den Dienst der Erziehung gestellt werden. Der Junge, der im Sommer mit langen Röhrenhosen herumläuft, eingehüllt bis an den Hals, verliert schon in seiner Bekleidung ein Antriebsmittel für seine körperliche Ertüchtigung. Denn auch der Ehrgeiz, und, sagen wir es ruhig, die Eitelkeit muß herangezogen werden. Nicht die Eitelkeit auf schöne Kleider, die sich nicht jeder kaufen kann, sondern die Eitelkeit auf einen schönen, wohlgeformten Körper, den jeder mithelfen kann zu bilden.

„Mein Kampf."

Was ihr in eurer Jugend dem Vaterlande gebt, wird euch im Alter wieder zurückerstattet! Ihr werdet ein gesundes Geschlecht sein, nicht erstickt in Büros und in Fabrikräumen, sondern erzogen in Sonne und Luft, gestählt durch Bewegung, und vor allem erhärtet in eurem Charakter. Reichsparteitag 1936.

Denn in euch ist eine neue Jugend entstanden, erfüllt von anderen Idealen als die Jugend meiner Zeit, erfüllt von einem heiligeren Glauben als die Generation vor uns. Es ist eine neue Jugend gekommen mit anderen Auffassungen, mit anderen Vorstellungen von der Schönheit der Jugend, von der Kraft der Jugend. Ich sehe sie noch vor meinen Augen, die Jugend der Vergangenheit. Sie glaubte stark zu sein nur im Genuß. Sie glaubte, ihr Nationalgefühl zu betonen nur in der Phrase, jene Jugend, in der der junge Mann damals vermeinte, Vorbild seines Volkes zu werden durch ein möglichst großes Quantum von Alkohol. Nein, meine jungen Freunde! Da wächst heute bei uns doch ein herrlicheres Geschlecht heran! Ihr seid ein schöneres Bild, als die Vergangenheit es uns geboten, ja gelehrt hat. Ein neuer Schönheitstyp ist entstanden. Nicht mehr der korpulente Bierphilister,

sondern der schlanke, ranke Junge ist das Vorbild unserer Zeit, der fest mit gespreizten Beinen auf dieser Erde steht, gesund ist an seinem Leib und gesund ist an seiner Seele. Und so wächst neben euch Jungen auch heran das deutsche Mädchen. Reichsparteitag 1936.

Wir wollen in der Zukunft nicht die Standhaftigkeit des einzelnen Jungen ermessen nach seiner Trinkfestigkeit, sondern nach seiner Widerstandskraft. Nicht trinkfest sollt ihr werden, sondern schlaghart und schlagfest. Das erfordert die heutige Zeit. Und daher wollen wir diese Jugend schon früh zum Ertragen von kleinen Opfern, von Härten und Strapazen erziehen.

Aber wir wollen auch, daß ihr eine fröhliche und freudige Jugend sein sollt. Ihr sollt nicht mit vergrämten Gesichtern herumgehen, sondern ihr sollt lachend in die Welt hineinblicken. Und ihr habt Grund dazu, denn diese Welt, eure Welt, unser Volk, unser Reich: Sie sind schöner geworden, als sie je zuvor waren! Und daher sollt ihr auch diese Schönheit kennenlernen. Ihr sollt und ihr müßt Deutschland kennenlernen, damit ihr es so ganz in eure jungen Herzen aufnehmen und es ganz lieben könnt. 1. Mai 1937.

Herausgegeben von der Reichsjugendführung der N.S.D.A.P. Amt für weltanschauliche Schulung.
Druck: Wilhelm Limpert, Berlin SW 68.